

Frank Möller

Geschichte und Gedächtnis

Zur Sicherung und Bewahrung der Erinnerungskultur entlang der ehemaligen innerdeutschen Grenze



Frank Möller

Geschichte und Gedächtnis

Zur Sicherung und Bewahrung der Erinnerungskultur
entlang der ehemaligen innerdeutschen Grenze

Sonderdruck aus

Siedlungsforschung
Archäologie – Geschichte – Geographie
Band 27

SELBSTVERLAG ARKUM e.V. BONN 2011

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung durch den
Bund Heimat und Umwelt in Deutschland BHU, Bonn

Autor: Frank Möller
Breibergstraße 2, D-50939 Köln
Email: gip.moeller@netcologne.de

Herausgeber: ARKUM e.V.
Arbeitskreis für historische Kulturlandschafts-
forschung in Mitteleuropa e.V.
% Geographisches Institut der Universität Bonn,
Historische Geographie – Meckenheimer Allee 166,
D-53115 Bonn

Herstellung: Hartmann Satz + Druck / Mignon-Verlag, Winzerstr. 61,
53129 Bonn, Email: peter.hartmann@mignon-verlag.de

Ein Nachdruck dieses Beitrages ohne Genehmigung von ARKUM e.V. ist auch bei Quellen-
angabe nicht gestattet. Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks, der photomecha-
nischen Wiedergabe und der Übersetzung bleiben vorbehalten.

Erinnerungslandschaft innerdeutsche Grenze – Eine Zukunftsaufgabe

Rund vierzig Jahre wurde Deutschland von einer knapp 1.400 Kilometer langen Grenzlinie durchschnitten, die von der Lübecker Bucht im Norden bis zum ehemaligen Dreiländereck BRD / DDR / CSSR nahe Hof im Süden reichte. Entlang dieser Linie, die ihre Fortsetzung quer durch Europa von der Barentssee bis zum Schwarzen Meer erfuhr, stießen einst die Machtblöcke des Kalten Krieges aufeinander.

Wer heute die ehemalige innerdeutsche Grenzregion bereist – und eine solche Grenzreise bildete den Ausgangspunkt für die vorliegende Publikation – verbindet damit möglicherweise zunächst den Begriff »Grünes Band«, das für ein Projekt zur Errichtung eines länderübergreifenden Biotopverbundsystems entlang des ehemaligen Grenzstreifens steht. So wertvoll dieser Grenzstreifen für unterschiedliche Lebensräume und Refugien seltener Pflanzen und Tiere ist – seine Bedeutung erschöpft sich aber bei weitem nicht darin. Denn die »Natur« der innerdeutschen Grenze ist gleichzeitig auch Geschichtsraum und Erinnerungslandschaft, ist eine Landschaft besonderer Prägung, die einer systematischen Erschließung, Erforschung und der Vermittlung bedarf.

Über Jahrzehnte wurden hier nicht nur Elemente von Grenzanlagen – Zäune, Sicherungs- und Kontrollstreifen, Wachtürme, Baracken, Hundelaufanlagen etc. – errichtet und unterhalten, die heute nur noch an wenigen Orten exemplarisch sichtbar sind. Das Grenzregime der DDR hinterließ seine Spuren auch in Form zerstörter Dörfer, Höfe, Mühlen und Gastwirtschaften, die innerhalb einer 5.000 m breiten Sperrzone der Grenze lagen. An sie erinnern aktuell nur noch bauliche Überreste oder Kulturpflanzen, die inzwischen längst überwucherten Gärten entstammen. Derlei Spuren erlauben Rückschlüsse darauf, wie hier vor der Errichtung des Grenzregimes gelebt und gewirtschaftet wurde.

Über diese unmittelbaren Spuren hinaus hat der Ausbau der Grenze eine Gedenk- und Erinnerungskultur hervorgebracht, deren materielle Hinterlassenschaften in Form zahlreicher Gedenksteine, -tafeln und -kreuze auch heute noch aufzuspüren sind. Daran knüpfen sich Fragen. Zum Beispiel, welche Spuren des Grenzgeschehens wann und auf welche Weise in die memoriale Konstruktion eingeflossen sind und mit wessen Interessen dies verbunden war. Welche Erinnerungs- und Gedenkinszenierungen hatten Bestand und welche wurden wieder »überschrieben«?

Neben die genannte Art von Geschichtszeugnissen tritt eine beachtliche Zahl künstlerischer Manifestationen – von der einzelnen Stele bis hin zu Landschaftskunstwerken, die sich über mehrere Kilometer erstrecken können und auf ihre spezifische Weise Grenze, Grenzgeschehen und Grenzüberwindung interpretieren. Außerdem finden sich im ehemaligen Grenzland einige Dutzend Museen unterschiedlichen Zuschnitts und unterschiedlicher Qualität, deren Bestände längst nicht alle erschlossen sind.

Als Letztes sei auf die immateriellen Erinnerungsspuren hingewiesen, die in den Köpfen derjenigen gespeichert sind, die Jahre ihres Lebens im Grenzraum zugebracht haben und heute als Zeitzeugen Auskunft sowohl über dramatische Ereignisse, wie versuchte Fluchten, geben können als auch über das »normale«, zwischen Akzeptanz und Auflehnung oszillierende Alltagsleben im Grenzraum.

Was sich in diesem knappen Überblick bereits andeutet: Es gibt zwanzig Jahre nach dem Verschwinden der innerdeutschen Grenze zwar keinen Mangel an Einzelaktivitäten. Aber – und das ist das aktuelle Problem – es gibt einen Mangel an einer *systematischen* Sicherung von Grenzgeschichte und Grenzerinnerung sowie der Spuren, die sie in der vom Menschen gestalteten »Kulturlandschaft« hinterlassen haben. Wesentliche zeithistorische, geographische, denkmalpflegerische Informationen wurden bislang nicht zusammengetragen. Informationen über laufende oder abgeschlossene Forschungsprojekte müssen in Einzelinitiative mühsam beschafft werden. Umfangreiche Sammlungsbestände sind nicht erschlossen und drohen verloren zu gehen. Und von einer systematischen Sicherung lebensgeschichtlicher Erinnerungen entlang der ehemaligen Grenze kann bislang keine Rede sein.

Es gibt also ein ganzes Paket an Aufgaben für Kulturlandschaftsforscher, Historiker, Geographen und Mitarbeiter verwandter Disziplinen, das sinnvoll in einem interdisziplinären Fächerverbund anzugehen wäre. Für die Kulturlandschaftsforschung liegt darin eine besondere Chance. Die Grenzanlagen der DDR umfassten – berücksichtigt man die 5.000 Meter breite Sperrzone – gut 3.000 Quadratkilometer; das ist mehr als die Fläche des Großherzogtums Luxemburg. Alte Kulturlandschaften wurden innerhalb dieses großflächigen Areals unter den Bedingungen des Ost-West-Konflikts radikal überformt und neu geprägt, Siedlungs- und Entwicklungsmöglichkeiten gekappt oder umgeformt wie an kaum einem anderen Ort in Europa. Diesen Prozess mit Blick auf die gesamte Grenze nachzuzeichnen ist nicht nur verdienstvoll, sondern stellt auch eine Verpflichtung gegenüber den nachwachsenden Generationen dar. Stellt man sich diesen Herausforderungen nicht, wird das Konsequenzen zeitigen. Denn eine Gesellschaft, die sich beispielsweise gleichgültig gegenüber der Sicherung alltagsgeschichtlicher Erinnerungen zeigt, schafft damit ungewollt den Resonanzraum für rückblickende Glorifizierungen, in denen dann der Staatssicherheitsdienst als ein ganz normaler Geheimdienst und der »Eiserne Vorhang« als eine ganz normale Grenze erscheinen können.

Mit der vorliegenden Publikation, die dem Band 27 der Fachzeitschrift »Siedlungsforschung« des interdisziplinären Arbeitskreises für historische Kulturlandschaftsforschung (ARKUM) entnommen wurde und hiermit als Sonderdruck vorgelegt wird, möchten wir einen Anstoß geben zur Sicherung, Bewahrung *und* zur systematischen Erschließung der Geschichte und Erinnerungskultur entlang der ehemaligen innerdeutschen Grenze. Dies muss für die interessierte Öffentlichkeit und zugleich für die wissenschaftliche Aufarbeitung in einem internetbasierten, allgemein zugänglichen offenen Datenbanksystem erfolgen, wie z.B. dem vom Landschaftsverband Rheinland LVR entwickelten Informationssystem

»Kulturlandschaft digital« (www.kuladig.de). Dies ist in der Lage, sehr komplexe Strukturen und Ebenen abzubilden.

Wir würden uns freuen, wenn die zahlreichen Denk- und Arbeitsanstöße, die in dem Beitrag gegeben werden, aufgegriffen und weitergedacht würden. Dies ist zugleich eine bürgerschaftliche Aufgabe, weshalb der Bund Heimat und Umwelt (BHU) als Dachverband der Heimatbünde und Koordinator des Deutschen Forums Kulturlandschaft dieses Anliegen nachdrücklich unterstützt.

Dr. Herlind Gundelach
Präsidentin des Bund Heimat und Umwelt (BHU)

Prof. Dr. Winfried Schenk
Vorsitzender des Arbeitskreises für
historische Kulturlandschaftsforschung (ARKUM)

Frank Möller
Historiker und Journalist

Frank Möller

Geschichte und Gedächtnis

Zur Sicherung und Bewahrung der Erinnerungskultur entlang der ehemaligen innerdeutschen Grenze

1 Ausgangslage und überraschende Erkenntnisse

Im Sommer 2008 hatte ich die Gelegenheit, für den Deutschlandfunk ein knapp einstündiges Feature über die Erinnerungskultur entlang der ehemaligen innerdeutschen Grenze zu produzieren.¹ Dabei erschloss ich mir Grenze und Grenzregion mit dem Rad und fuhr deren südlichen Teil ab. Der Ausgangspunkt für die rund 800 Kilometer lange Tour lag nördlich von Goslar, Ende der Reise war am ehemaligen Dreiländereck von Bundesrepublik, DDR und Tschechien, südlich von Hof in Bayern.² Mein Interesse galt in erster Linie den verschiedenen Elementen von Erinnerung, von Gedenken und von inszenierter Grenzgeschichte, die sich im Laufe eines halben Jahrhunderts herausgebildet haben.

Die Recherchen für das Rundfunk-Feature sowie eine Reihe früherer Grenzbesuche lieferten mir hinreichend Material und Erkenntnis, das Thema »Grenzgeschichte & Grenzerinnerung« anschließend auch in Form eines Vortrags auszuarbeiten, den ich seit 2009 vor unterschiedlichen Zielgruppen – Zeithistoriker, Geographen, Naturkundler, Heimatpfleger, Denkmalschützer – gehalten habe. Die Erfahrungen, die ich bei den anschließenden Diskussionen machen konnte, haben mich zum Teil überrascht. Dazu nur vier Punkte:

-
- 1 Die Sendung »Grenzerfahrungen – Reise durch eine deutsch-deutsche Erinnerungslandschaft« wurde am 3.10.2008 von 20.05 bis 21.00 Uhr vom Deutschlandfunk ausgestrahlt.
 - 2 Unterstützende Hinweise lieferte mir im Vorfeld der Europa-Abgeordnete der Grünen *Michael Cramer*, der einen historisch fundierten und wegetechnisch präzisen Radwanderführer zur Grenzregion verfasst hat (*Cramer 2010*).

Einen anregenden Beitrag zum Thema Grenze hat auch der ostdeutsche Autor *Landolf Scherzer* verfasst, in dessen Mittelpunkt die Frage steht, wieweit die beiden deutschen (Grenz-)Gesellschaften inzwischen zusammengewachsen sind bzw. was sie weiterhin oder neuerdings trennt, eine mentale Spurensuche also. Scherzer wurde auf den letzten Etappen seiner Wanderung zwischen Gräfenenthal und Vacha von *Günter Wallraff* begleitet (*Scherzer 2006*).

- 1.) Das Interesse an den Relikten der ehemaligen innerdeutschen Grenze – immerhin eines der größten Flächendenkmäler Deutschlands, wenn nicht das größte überhaupt – schwindet, je weiter man sich geografisch von der Grenze entfernt. Das ist für Denkmäler durchaus nicht selbstverständlich.
- 2.) Beschäftigungen mit der Grenze haben meist lokalen oder regionalen Charakter. Detailreichen Lokaluntersuchungen steht aber eine erstaunliche Gleichgültigkeit gegenüber der Grenze als Gesamtobjekt entgegen.
- 3.) Die Beschäftigung mit der Grenze ist einerseits vielfältig; für grenznahe Heimatpfleger, Naturschützer, Tourismusentwickler, Museumsleiter ist sie selbstverständliches Objekt. Für Zeithistoriker und Geographen ist sie dagegen nach wie vor eher etwas Abseitiges. Auch das ist nicht selbstverständlich, entspricht aber der Erfahrung, dass sich akademische Disziplinen oft schwer damit tun, Fragestellungen ausgehend von großflächigen oder weiträumigen baulichen Manifestationen eines Regimes her zu entwickeln. Auch eine seriöse wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem von Basel bis Kleve über 630 Kilometer reichenden, von den Nationalsozialisten errichteten Westwall hat erst vor kurzem begonnen und bedurfte dazu eines »Weckrufs« von außen.³
- 4.) Zusammenarbeit zwischen der universitären Forschung und den so genannten Heimatforschern findet kaum statt. Zugespitzt: Man pflegt eine Koexistenz aus gegenseitiger Ignoranz. Das ist bedauerlich, denn es wäre nahe liegend, akademischen Sachverstand, der seine Stärken im methodischen Denken, in der kritischen Quellenanalyse und in der Kenntnis der Makrogeschichte z.B. des Kalten Krieges und der Deutschlandpolitik hat, mit regional- und lokalgeschichtlichen Sammlungs- und Forschungserkenntnissen zu beiderseitigem Nutzen zu vernetzen. Das Problem ist altbekannt und in mancher Hinsicht spezifisch deutsch. Vorurteilen auf der akademischen Seite gegenüber den »unwissenschaftlich« operierenden Freizeitforschern vor Ort stehen Besorgnisse gegenüber, die Intervention von Wissenschaft könne für Unruhe im lokalen, meist ländlichen Umfeld sorgen, manches zu Tage fördern, was man nicht aufgearbeitet wissen möchte und so zur Bedrohung kollektiver Geschichtsbilder werden. Man wird die Zusammenarbeit zwischen den beiden verschiedenen Milieus nicht erzwingen können. Es dürfte aber von Nutzen sein, wenn Grenzgänger aus beiden Milieus oder Institutionen, die beide Milieus zusammenbringen können, gezielter auf eine Vernetzung und auf den Ausbau von Kontakten hinwirken würden. Bereitschaft dazu, so mein

3 Erst nach der von der Kölner »Gesellschaft für interdisziplinäre Praxis« angestoßenen und mit tatkräftiger Unterstützung vor allem durch den »Arbeitskreis für historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa«, den »Arbeitskreis der NS-Gedenkstätten NRW« und die »Konejung Stiftung: Kultur« durchgeführten Tagung »Zukunftsprojekt Westwall. Wege zu einem verantwortungsbewussten Umgang mit den Überresten der NS-Anlage« setzte auch eine seriöse universitäre Beschäftigung mit dem Thema ein. Die Tagung fand vom 3. bis 4. Mai 2007 in Bonn statt. Ihre Ergebnisse wurden dokumentiert in: *Fings, Karola u. Möller, Frank [Hrsg.]: Zukunftsprojekt Westwall. Wege zu einem verantwortungsbewussten Umgang mit den Überresten der NS-Anlage. – Weilerswist 2008.*

Eindruck, ist bei einer Reihe von Einzelpersonen auf beiden Seiten vorhanden. Es bedarf aber der Vermittlungsarbeit.

2 Die Grenze als unbearbeitetes Forschungsfeld

Warum soll man sich als Zeithistoriker oder als Geograph überhaupt mit der Grenze beschäftigen? Warum ist das wissenschaftlich relevant? Auch diese Frage, die mir im Anschluss an meine Vorträge gerade vom wissenschaftlichen Nachwuchs unerwartet häufig gestellt wurde, hat mich überrascht, zeugt sie doch von einem recht gering entwickelten Vermögen, von eigenen Forschungsfeldern zu abstrahieren und Schlüsse methodischer wie inhaltlicher Art für die Erforschung der Grenzgeschichte abzuleiten. Zur Verdeutlichung: Niemand würde heute noch ernsthaft vertreten, dass man sich beispielsweise dem Nationalsozialismus ausschließlich politik- und strukturgeschichtlich nähern dürfe, von mentalitäts-, alltags- und sozialgeschichtlichen Fragen aber die Finger lassen solle. Niemand käme auf die Idee, Forschungsansätze prinzipiell infrage zu stellen, die auf das Verhältnis von NS-Lagergesellschaften zu den jeweiligen zivilen Umgebungsgesellschaften zielen. Und selbst regionalspezifischen Detailfragen nach landschaftsprägenden und -überformenden Aspekten des Nationalsozialismus wird am Beispiel des Westwallbaus oder der Architektur von NS-Ordensburgen (Sonthofen, Vogelsang) oder -Freizeitanlagen (Prora) nachgegangen.⁴

Wieso liegen vergleichbare Fragestellungen bezogen auf die ehemalige innerdeutsche Grenze für die Forschung da nicht auf der Hand? Ist die Vorstellung, dass die Grenzgeschichte eben nicht vollständig in einer Struktur- und Politikgeschichte des Kalten Krieges aufgeht, tatsächlich so wenig selbstverständlich? Ein paar Anregungen, bevor ich – nach einem kurzen Exkurs zur Geschichte der Grenzentwicklung – zu meinen Beobachtungen von der Grenztour komme.

1.) Bis in jüngste Zeit wurde die deutsch-deutsche Nachkriegsgeschichte überwiegend als voneinander getrennte Geschichte zweier Teilstaaten geschrieben. Davon abweichende Herangehensweisen, wie zum Beispiel in den Arbeiten *Christoph Kleßmanns*,⁵ waren selten. Erst in den letzten Jahren haben Bemühungen zugenommen, diese methodisch verengte deutsch-deutsche Geschichtsschreibung aufzubrechen und damit der getrennten Entwicklung beider deutscher

4 Siehe dazu: *Dix, Andreas*: Der Westwall im Rahmen von Raumplanung und Strukturpolitik in der NS-Zeit. – In: *Fings, Karola u Möller, Frank [Hrsg.]*: Zukunftsprojekt Westwall (Anm. 3), S. 59–66; *Schmitz-Ehmke, Ruth*: Die ehemalige Ordensburg Vogelsang: Architektur – Bauplastik – Ausstattung – Umnutzung. – 3. erw. Aufl., Worms 2008; *Bartetzko, Dieter*: Zwischen Zucht und Ekstase. Zur Theatralik von NS-Architektur. – Berlin 1985.

5 Vgl. hier vor allem: *Kleßmann, Christoph*: Die doppelte Staatsgründung. Deutsche Geschichte 1945–1955. – 4. erg. Aufl., Bonn 1986; *Christoph Kleßmann*: Zwei Staaten, eine Nation. Deutsche Geschichte 1955–1970. – Bonn 1988.

Staaten ebenso gerecht zu werden wie ihren gegenseitigen Verflechtungen, die damit stärker ins Blickfeld rücken. Dass dieser Ansatz z.B. für die Erforschung der gemeinsamen Wurzeln und getrennten Wege von Sozialstaatlichkeit beider deutscher Staaten oder für die Bestimmung der Rolle von Wissenschaft und Technik im Systemkonflikt ertragreich sein kann, gilt inzwischen als ausgemacht.⁶ Aber wie steht es um Abgrenzung und Verflechtung beider deutscher Staaten bei der Errichtung des Grenzregimes durch die DDR? War das tatsächlich bloß im Interesse der DDR-Machthaber oder hat Westdeutschland durch die in Folge der Grenzziehung eintretende Stabilisierung der politischen Lage in Europa und die Verschiebung des Systemkonflikts in Länder der sog. Dritten Welt nicht gleichfalls profitiert?⁷ Wie weit hat das gemeinsame politische Interesse von DDR und BRD an klaren Grenzverhältnissen den Umgang miteinander auf Regierungsebene bestimmt? Tatsache ist zum Beispiel, dass bereits in den 1950er Jahren seitens des Bonner Bundesministeriums für gesamtdeutsche Fragen durchaus der Wunsch bestand, die Fluchtbewegung aus der DDR Richtung Westen deutlich einzudämmen; es lag ganz einfach nicht im Interesse der westdeutschen, auf Überwindung der Teilung ausgerichteten Politik, wenn gerade die antikommunistisch eingestellten Teile der DDR-Bevölkerung ihrer östlichen Heimat den Rücken kehrten. Hinzu kam die Sorge, die immensen Lasten, die die Unterbringung und Betreuung der Flüchtlinge nach sich zogen, könnten zu einer Destabilisierung der inneren Ordnung der Bundesrepublik beitragen.⁸

Und als Annex: Seit den 1970er Jahren hält sich hartnäckig das Gerücht, Teile der Grenzbefestigung seien vom Westen geliefert worden. Lässt sich das an Hand von Akten bestätigen oder widerlegen? Die Grenze als deutsch-deutsches Gemeinschaftsprojekt – das wäre in der Tat einer der blutigsten Treppenwitze der deutschen Geschichte.

2.) Es ist inzwischen zwar recht viel über die Grenztechnik bekannt, recht wenig ist aber nach wie vor zur Alltagsgeschichte entlang der innerdeutschen Grenze geforscht worden. Folgt man den Ergebnissen einer Kommission um den Potsdamer Historiker *Martin Sabrow* aus dem Jahr 2006 – das nur als knapper Hinweis – dann hat die Erforschung der DDR insgesamt an einem Grundproblem

-
- 6 Vgl. dazu: Gemeinsame Wurzeln und getrennte Wege deutscher Sozialstaatlichkeit. Gespräch mit Hans Günter Hockerts; Der ökonomische Strukturwandel der 70er und 80er Jahre und die Rolle von Wissenschaft und Technik im Systemkonflikt. Gespräch mit Ralph Jessen. – In: *Möller, Frank u. Mählert, Ulrich [Hrsg.]: Abgrenzung und Verflechtung. Das geteilte Deutschland in der zeithistorischen Debatte.* Berlin 2008, S. 75–90, S. 61–74.
- 7 Den Wandel der verschiedenen Aggregatzustände des Kalten Krieges und die damit verbundenen Schauplatzwechsel von Europa zur »Dritten Welt« beschreibt anschaulich: *Stöver, Bernd: Der Kalte Krieg. Geschichte eines radikalen Zeitalters 1947–1991.* – München 2007; dazu auch: *Stöver, Bernd: Die Befreiung vom Kommunismus. Amerikanische Liberation Policy im Kalten Krieg 1947–1991.* – Köln, Weimar u. Wien 2002.
- 8 Vgl. hierzu: *Creuzberger, Stefan: Kampf für die Einheit. Das gesamtdeutsche Ministerium und die politische Kultur des Kalten Krieges 1949–1969* (Schriften des Bundesarchivs, Bd. 69). – Düsseldorf 2008, hier insbesondere S. 257–262, S. 285.

gelitten: nämlich an einem Mangel an forscherscher Verknüpfung von Herrschaft und Alltag. »Die spannungsreiche Wechselbeziehung von Herrschaft und Gesellschaft, von Akzeptanz und Auflehnung, missmutiger Loyalität und Nischenglück«, so die Kommission, sei bislang nicht genügend deutlich geworden.⁹ Hier besteht auch heute noch erheblicher Nachholbedarf. Das lässt sich auch und gerade mit Blick auf die Geschichte feststellen, die vom Vorhandensein der Grenze und den damit verbundenen Besonderheiten bestimmt gewesen ist. Wie war zum Beispiel das Verhältnis von Grenzregime zu Umgebungsgesellschaft? Welche Varianten zwischen Kontroll- und Repressionserfahrung, Alltagsarrangement und Chancenwahrnehmung (z.B. die Möglichkeit junger Frauen, durch Heirat eines Soldaten der Enge des eigenen Dorfes zu entkommen) bestanden und wie wurden sie genutzt?

3.) 1952 und 1961 fanden umfangreiche Umsiedlungsaktionen aus dem Grenzraum der DDR statt, die für die Betroffenen in vielen Fällen als traumatisierende Gewalterfahrung im Gedächtnis geblieben sind. Dazu liegen zwar eine ganze Reihe verstreuter Berichte vor, es gibt aber bislang keine zusammenhängende Gesamtdarstellung. Und überhaupt nicht nachgegangen wurde bisher der Frage, inwiefern bei der Auswahl der zu räumenden Höfe, Wohnhäuser und Dörfer nicht allein aktuelle Aspekte der Grenzsicherung zum Tragen kamen, sondern auch länger zurückliegende interpersonelle Konflikte aus der Zeit des Nationalsozialismus neu oder mit veränderten Vorzeichen entscheidungsleitend wurden, inwiefern bei der Auswahl der Umzusiedelnden also »alte Rechnungen« unter neuen Machtverhältnissen beglichen wurden. Indizien dafür gibt es.

4.) Bislang allzu wenig zum Gegenstand von Forschung und Deutung gemacht worden ist auch die Geschichte der Erinnerung und des Gedenkens entlang der innerdeutschen Grenze. Welche Spuren des Grenzgeschehens sind wann und auf welche Weise in die memoriale Konstruktion eingeflossen? Welche Interessen waren damit verknüpft? Welche Erinnerungsin szenierungen hatten Bestand, welche wurden wieder »überschrieben« und was waren die Anlässe dafür? Bislang wurde diese Thematik nahezu ausschließlich von der Oldenburger Kunsthistorikerin *Maren Ullrich* angegangen.¹⁰ Sie hat umfangreiches Material dazu vorgelegt. Eine systematische Verknüpfung der »Erinnerungslandschaft« innerdeutsche Grenze mit der Geschichte der Politik des Kalten Krieges und ihren

9 Vgl. dazu insbesondere *Sabrow, Martin u.a. [Hrsg.]: Wohin treibt die DDR-Erinnerung? Dokumentation einer Debatte.* – Göttingen 2007. *Hüttmann, Jens* gebührt das Verdienst, die Geschichte der westdeutschen Forschung zur DDR aufgearbeitet zu haben. In seiner Dissertation finden sich zahlreiche frühe Hinweise aus den Publikationen *Gerd Meyers, Lutz Niethammers* und *Alf Lüdkes* auf die Entfremdung der Forschung von den Menschen in der DDR und ihrer Lebenswelt: *Hüttmann, Jens: DDR-Geschichte und ihre Forscher. Akteure und Konjunkturen der bundesdeutschen DDR-Forschung.* – Berlin 2008, u.a. S. 261, S. 328, S. 379–382, S. 395.

10 *Ullrich, Maren: Geteilte Ansichten. Erinnerungslandschaft deutsch-deutsche Grenze.* – Berlin 2006.

»Agenturen« – zu nennen wären für den Westen u.a. das Ministerium für gesamtdeutsche Fragen, das Kuratorium unteilbares Deutschland, die Ostbüros der Parteien etc. – steht dagegen noch aus.

3 Kurzer Abriss zu Geschichte und Begriff der innerdeutschen Grenze

Zum Gegenstand der Erinnerung selbst: Bekanntlich erstreckt sich die innerdeutsche Grenze über knapp 1.400 Kilometer von der Lübecker Bucht im Norden bis zum »Dreiländereck« bei Hof im Süden. Nimmt man den Zeitraum ihrer Existenz von 1945 bis 1989/90 ins Visier, dann ist es allerdings zu allgemein von *der* Grenze zu sprechen. Die Grenzentwicklung durchläuft mindestens vier größere Phasen, die ihr Aussehen, ihre Durchlässigkeit und das Leben im Grenzbereich jeweils deutlich verändert haben. Es ist daher ratsam, sich diese Entwicklung zunächst einmal in Erinnerung zu rufen. Ich orientiere mich bei diesem Überblick weitgehend an einer knappen aber präzisen Abhandlung *Robert Lebegerns*, welche die Entwicklungsgeschichte der Sperranlagen zwischen 1945 und 1990 anschaulich mit der Politikgeschichte verknüpft. *Lebegern* leitet das Grenzlandmuseum von Mödlareuth.¹¹

3.1 Die »Grüne Grenze« (1945–52)

Schon mehr als sieben Monate vor der Kapitulation der Deutschen Wehrmacht im Mai 1945 hatten sich die USA, Großbritannien und die UdSSR im Londoner Protokoll der »Europäischen Beratenden Kommission« über die Aufteilung Deutschlands in drei Besatzungszonen und Groß Berlins in drei Sektoren geeinigt. Um den provisorischen Charakter der Abgrenzungen zu betonen, wurden die Grenzlinien anfangs als Demarkationslinien bezeichnet. Diese Linien wurden zunächst noch ausschließlich von Soldaten der Besatzungsmächte bewacht. Die Verantwortung ging dann aber zunehmend auf deutsche Stellen über. Die Demarkationslinie war noch eine »Grüne Grenze«. Zwar wurden zonenübergreifende Straßen schon durch Schlagbäume gesperrt, vereinzelt Drahtzäune errichtet und es gab Markierungen an Bäumen oder durch Holzpfähle, aber eben noch keine durchgängige Barriere. In dieser Zeit passierten noch Hunderttausende illegal in beiden Richtungen die Grenze. Diese erste Phase reicht bis ins Frühjahr 1952.

3.2 Der Ausbau erster Sperranlagen (1952–61)

Im Mai 1952 tut sich dann auf beiden Seiten der Grenze Entscheidendes: Am 26. Mai unterzeichnete die Bundesregierung den Deutschlandvertrag mit den drei Westalliierten, der die Aufhebung des Besatzungsstatuts und den Beitritt zur Europäischen Verteidigungsgemeinschaft vorsah. Für die DDR-Führung war das

¹¹ *Lebegern, Robert*: Zur Geschichte der Sperranlagen an der innerdeutschen Grenze 1945–1990. – 2. unveränd. Aufl., Erfurt 2004.

der Anlass, noch am selben Tag die Demarkationslinie zu sperren und ein Grenzgebiet zu schaffen. Die »Grüne Grenze« wurde damit zum »Eisernen Vorhang«.

Für die Grenzseite der DDR bedeutet das konkret, dass entlang der Demarkationslinie nun ein zehn Meter breiter Kontrollstreifen angelegt wurde, daran anschließend ein 500 Meter breiter Schutzstreifen, diesem vorgelagert eine 5.000 Meter breite Sperrzone. Die Gesamtfläche des Sperrgebietes entlang der knapp 1.400 km langen Grenze umfasste jetzt über 3.000 km². Das entsprach immerhin ca. 2,8 % des Gebietes der gesamten DDR oder – um einen anderen Vergleich zu bemühen – mehr als der Fläche des Großherzogtums Luxemburg. Diese Dimension muss man sich immer vor Augen halten, wenn man über die Grenze spricht und wenn man als Wissenschaftler seinen geographischen Untersuchungsraum ins Auge fasst.

Das Überschreiten des Kontrollstreifens war verboten. Die Demarkationslinie durfte nun nur noch an eigens dafür vorgesehenen Kontrollpunkten passiert werden. Personen, die im Grenzgebiet wohnten, wurden registriert und mussten eine Sondergenehmigung zum Betreten beantragen.

Ebenfalls im Mai fand die erste große Zwangsaussiedlungswelle aus dem Grenzgebiet der DDR statt – unter dem zynischen Decknamen »Aktion Ungeziefer«. Diese Aktion betraf über 8.000 Bürger, die als politisch unzuverlässig galten oder deren Höfe, Häuser, Mühlen, Gastwirtschaften im unmittelbaren Grenzraum lagen und als denkbare Ausgangspunkte für Fluchtversuche galten. 1961 folgte eine zweite Aussiedlungsaktion, die »Aktion Kornblume«. Insgesamt wurden bei beiden Aktionen über 12.000 Menschen ausgesiedelt, Straßen, Häuser und kleinere Ortschaften abgerissen. Es entstanden jetzt erste Befestigungen und Stacheldrahtverhaue entlang der Grenzlinie, Rodungen fanden statt, Holzbeobachtungstürme sowie erste mobile Signal- und Alarmvorrichtungen wurden angelegt. Eine vollständige Grenzsicherung kam dennoch in dieser Phase nicht zustande, dazu waren die pioniertechnischen Anlagen noch zu lückenhaft; und außerdem existierte noch die offene Grenze nach West-Berlin.

3.3 Der weitere Ausbau der »Staatsgrenze West« (1961–70)

Die dritte Phase des Grenzausbaus beginnt mit dem Mauerbau in Berlin im August 1961. Der Bau machte im Sinne der DDR-Machthaber nur dann wirklich Sinn, wenn gleichzeitig die innerdeutsche Grenze vollständig geschlossen wurde. Erst so bestand Aussicht, die Abwanderung von Teilen der Bevölkerung, insbesondere von Fachkräften in den Westen zu unterbinden. In dieser dritten Phase begann der Ausbau der Grenze mit Drahtsperrern, Minenfeldern, Signalvorrichtungen und festen Beobachtungstürmen aus Beton. Zwischen 1961 und 1983 verlegten Pioniere der Grenztruppen und der NVA über eine Million Bodenminen auf einer maximalen Länge von 800 Kilometer. Außerdem wurden verschiedene Typen von Spreng- oder Splitterminen angebracht, die bei Druckbelastung oder beim Durchlaufen von Drahtschlaufen explodieren sollten. Im Laufe dieser dritten Phase reduzierten sich die Grenzdurchbrüche und Fahnenfluchten des Grenzpersonals deutlich.



Abb. 1: Reste der Grenzanlagen, wie hier nahe Mödlareuth, sind nur noch vereinzelt zu finden: Kolonnenweg, Kontrollstreifen, Kfz-Sperrgraben, vordere Grenzsicherungssperranlage (von rechts nach links)

3.4 Ausbau, Planungen, Demontage (1971–90)

Im Oktober 1970 begann die DDR mit der Installation von neuen Splitterminen des Typs SM 70 (= Splittermine 70). Die Minen waren an der so genannten Freundseite des Metallgitterzauns angebracht, versandten scharfkantige Splitter – später Wälzlagerkugeln – und konnten tödliche Verletzungen verursachen.

Mitte 1983 gab es auf 450 Kilometer Länge etwa 60.000 SM-70. Das Image der DDR litt allerdings erheblich unter dem Einsatz der Minen. Und da gleichzeitig die Finanzprobleme des Staates weiter gewachsen waren, entschied die Staatsführung um *Erich Honecker* im Herbst 1983, zeitgleich mit der Gewährung des oft zitierten Milliardenkredits durch die Bundesrepublik an die DDR, die Splitterminen wieder entfernen zu lassen. Die Grenzanlagen sollten unblutiger aber nicht uneffektiver werden.

»Unblutiger« aber nicht »uneffektiver« bedeutete zunächst die Errichtung neuer, modernerer Signalzäune, aber auch die Entwicklung weiterer Planungen zu einer High-Tech-Grenze. Bis zum Jahr 2000 – so diese Planungen – sollte sichergestellt werden, dass potentielle Flüchtlinge bereits im Hinterland erkannt



Abb. 2: *Ein roter Faden entlang der ehemaligen innerdeutschen Grenze – der Kolonnenweg, hier im Eichsfeld unweit Duderstadt*

und festgenommen würden. Es sollte eine flächendeckende Sensortechnik im Grenzbereich zum Einsatz kommen, außerdem Infrarotschranken und einiges mehr. Es ging also darum, dem internationalen Ansehensverlust entgegenzuarbeiten, gleichzeitig aber die Grenze zum Westen vollkommen hermetisch abzudichten.

Bekanntlich verlief die Geschichte anders: Im Zuge der friedlichen Revolution wurden 1989 all diese Pläne zu Makulatur. Mit dem Vollzug der Wirtschafts-, Währungs- und Sozialunion am 1. Juli 1990 wurden sämtliche Kontrollen an der innerdeutschen Grenze eingestellt. Knapp drei Monate später erging der Befehl zur Auflösung der DDR-Grenztruppen, und am 3. Oktober erfolgte die Wiedervereinigung.

Unmittelbar nach der Grenzöffnung ordnete die Koalitionsregierung unter *Lothar de Maizière* an, dass Arbeitskommandos zum Abbau der Grenzsperranlagen zu bilden seien; die verwertbaren Teile der Anlage sollten verkauft werden. Nach der Wiedervereinigung wurde die Demontage im Auftrag des Bundesverteidigungsministeriums weitergeführt. Nur wenige setzten sich damals für den Erhalt und die Sicherung der Anlagen ein. Im Rückblick muss man sagen, dass wir ihnen heute sehr viel verdanken.

4 Die Grenze als Erinnerungslandschaft

4.1 Spuren in der Landschaft und im Alltag

Einen verlässlichen roten Faden entlang der Grenze bildet über weite Strecken der Kolonnenweg. Ich betone einschränkend »über weite Strecken«, weil er – anders als auf Abb. 1 und 2 zu sehen – vielerorts bereits zerstört, übererdet, unsichtbar gemacht geworden ist. Weitere Spuren der Grenzanlagen über den Kolonnenweg hinaus sind mitunter schon recht schwer zu finden und bedürfen des genauen Hinschauens. So gibt es beispielsweise Spuren im Alltag. Dass sie noch sichtbar sind, entspringt oft einem individuellen Interesse an der Bewahrung der Grenzgeschichte, meist aus Gründen, die in den jeweiligen Lebens- und Erfahrungsgeschichten einzelner Menschen zu suchen sind. Zum Beispiel in Wahlhausen (Thüringen). Das Dorf lag zu DDR-Zeiten innerhalb der 500-Meterzone an der Grenze, und diese Grenze führte unmittelbar durch den Garten von *Pia Krebs*, die hier heute ein Café betreibt.

Pia Krebs zählt zu denjenigen Grenzlandbewohnern, die es für wichtig halten, die Erinnerung an den Grenzverlauf und an die mit der Grenze verbundenen Geschichten weiter wach zu halten und ihnen auch nachzugehen. Sie hat damit begonnen, entsprechende Geschichten zu sammeln und in ihrem Café auf die lokale



Abb. 3: Pia Krebs aus Wahlhausen in ihrem Garten vor der Werra. Streckmetall als Erinnerungsobjekt, das Grenzfundament als Beetbegrenzung und eine Speisekarte als geschichtliches Informationsmedium

Grenzgeschichte hinzuweisen. »Liebe Gäste, Sie befinden sich hier an historischer Stätte, gerade mal 10 m von der ehemaligen DDR-Grenze entfernt«, kann man auf ihrer Speisekarte lesen. »Die damaligen Bewohner dieses Hauses konnten wohl über die Werra in den Westen blicken, allein dorthin zu gelangen war ein schier unmögliches Unterfangen. Etliche nahmen das Risiko der Flucht in Kauf, auch hier an dieser Stelle.«

Speisekarten – das mag verwundern – stellen eine eigene Quellengattung des Grenzraums dar. Zum einen sind sie ein Indiz für das touristische Interesse an lokalen Grenzgeschichten, zum anderen liefern sie Ausschnitte des lokalen Grenzgeschehens, die in der Erinnerung der Bewohner besonders haften geblieben sind. Dabei vermischen sich Aspekte der »großen« Geschichte mit denen der regional oder lokal bedeutsamen. Bei einer Übernachtung unweit des Grenzlandmuseums Eichsfeld am ehemaligen Grenzübergang Duderstadt-Worbis, einst einer der meist frequentierten innerdeutschen Grenzübergänge, den zwischen 1973 und 1989 mehr als 5 Mio. Bürger frequentierten, habe ich im Familienhotel Hahletal erneut solche Grenzinformationen auf der Speisekarte gefunden, eine Chronologie lokaler Ereignisse; ein Auszug:

»30. Juni 1945: Die Straße wird mit Schlagbäumen geschlossen. / 4. Juli 1945: Sowjetische Truppen rücken in Teistungen ein. / 9. November 1964: Die B 247 wird durch Sprengung unterbrochen. / 22. Dezember 1964: Sieben Kinder aus Ecklingerode überschreiten am Lindenberg die Grenze; sie wollten sich die Schaufenster in Duderstadt ansehen – sie wurden um 18.00 Uhr an der B 247 wieder »übergeben«. / 14. November 1972: Gescheiterte Flucht bei Teistungenburg; der Flüchtling verstarb durch Einwirkung einer SM 70. / 20. Juni 1973: Der Metallgitterzaun wird an der B 247 entfernt. Gegen Abend haben sich ca. 4.000 Zuschauer eingefunden. / 21. Juni 1973: Null Uhr: Öffnung des Grenzübergangs. / Ostern 1975: Auf Grund des Ostreiseverkehrs bricht im Eichsfeld der Verkehr zusammen. / November 1989: Im Eichsfeld bricht der Verkehr erneut zusammen und verschwindet unter einer blaugrauen Dunstwolke: Grenzöffnung!«

Zu den Alltagserinnerungen zählt auch eine Geschichte, die mir *Wolfgang Steiner* aus dem bayrischen Dorf Schauberg erzählt hat. Sein Gasthaus, das seit 1840 als Familienunternehmen existiert, liegt in Bayern nur wenige Meter von der Grenze zu Thüringen entfernt. Von der hoch gelegenen Terrasse des Hauses blickt man direkt hinüber auf die ehemalige Grenze. Bis zu Beginn der 1960er Jahre lag dort noch Rottenbach, ein kleines, grenznahes Dorf, das zur Gemeinde Sonneberg gehörte. »Der Todesstreifen verlief hier oben seitlich am Berg. Überall wo angrenzend auf westdeutschem Gebiet Orte waren, war die Grenze vermint. Da waren auch Hundeläufe.« *Steiner* hat als Kind miterlebt, wie das benachbarte Dorf Rottenbach »platt gemacht« wurde. »Und zwar ist es passiert im September, Ende September 1961. Wir haben drüben Kirchweih gefeiert. Freitagfrüh sind die angerückt mit ihren Raupenschleppern, haben riesige Seile um die Häuser rumgezogen, haben die angezerrt und die ganzen Häuser platt gemacht. Hat drei Tage gedauert, dann war nur noch ein Dreckhaufen da und sonst nichts mehr. Wir haben das alles gesehen, die Bäume hinter mir gab es ja noch nicht, das war alles frei.«



Abb. 4:
*Wolfgang Steiner verfolgte als Kind
 den Abriss des Dorfes Rottenbach
 (Thüringen). Sein Gasthaus liegt in
 Bayern, direkt an der Landesgrenze*

Nach *Steiners* Erinnerungen hatten in Rottenbach 25 bis 30 Personen gewohnt. »Da war ein Sägewerk mit drüben, eine Gastwirtschaft, alles gleich hinter der Bahnschiene. Die Menschen sind nach der Zerstörung zum Teil in der DDR verblieben oder gleich nach der Grenzziehung bei Nacht und Nebel mit Sack und Pack über die Grenze herüber. Wir hatten auch eine Tante, die drüben gewohnt hat, die musste ein paar Jahre drüben bleiben, und dann ist sie zu uns und hat bei uns praktisch ihren Lebensabend verbracht und ist dann mit 98 Jahren bei uns gestorben.«

Geschichten wie diese gibt es viele entlang der Grenze. In einigen Fällen sind die Zerstörungen der Grenzdörfer gut dokumentiert, wie zum Beispiel im Fall des 1978 zerstörten Dorfes Billmuthausen, an dessen Existenz heute eine Gedenkstätte erinnert.¹² In anderen Fällen ist man auf Erinnerungen, wie diejenigen *Wolfgang Steiners*, angewiesen. Für deren systematische Sicherung wird bislang jedoch so gut wie nichts getan. Sofern Zeitzeugenbefragungen stattfinden, ge-

12 Vgl. dazu: *Fuchs, Norbert*: Billmuthausen. Das verurteilte Dorf. Hildburghausen 1991; außerdem die Broschüre: Förderverein Gedenkstätte Billmuthausen e.V., Gedenkstätte Billmuthausen. Ein geschleiftes Dorf. – Hildburghausen 2002.

*) Das Modell Billmuthausens auf der folgenden Seite (Abb. 5) stand zum Zeitpunkt meiner Reise im Rathaus von Bad Colberg-Heildsburg. Es wurde von einer 10. Klasse der Staatlichen Regelschule Heildsburg angefertigt.



Abb. 5: Heute nur noch als Modell unter Glas anzuschauen: Billmuthausen, das 1978 zerstörte Dorf^{*)}



Abb. 6: Pragmatische Entscheidung – das Kürzel »DDR« wurde in Philippsthal nach der Wende kurzerhand überklebt



Abb. 7: Multifunktional nutzbar: Die Streckmetallplatten als Gartenzaun ...

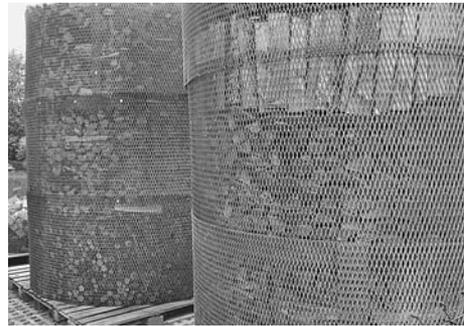


Abb. 8: ... oder als Ummantelung kunstvoll gestapelter Holzvorräte

schiebt dies in der Regel aus lokalem Interesse und ohne dass es einen zentralen Ort gäbe, an dem die Informationen darüber gesammelt würden.

Zu den Alltagsspuren in der Landschaft, die man bei aufmerksamem Hinsehen entdecken kann, zählt auch das Streckmetall, mit dem der Grenzzaun in weiten Teilen abgedeckt war. Nach dem Ende der DDR hat sich mancher diese Plattenelemente für öffentliche oder private Zwecke gesichert. Er gilt als nahezu unverwüsthlich und wurde zum Beispiel beim Bau von Zäunen oder bei der Umrandung von Holzstapeln verwendet (Abb. 7 und 8).

Auch dort, wo sonst nicht mehr viel an die Grenze erinnert, kann man noch auf Spuren stoßen. Namensgebungen können Hinweise beinhalten. Im thüringischen Hirschberg (Saale-Orla-Kreis) erinnert zum Beispiel noch das »Grenzcafé Kuhmühle« daran, dass hier einst die innerdeutsche Grenze verlief. Und manchmal müssen die Licht-Schatten-Verhältnisse schon günstig für Entdeckungen sein. Im hessischen Philippsthal fand ich auf einem Verkehrsschild den überklebten Hinweis, dass das benachbarte Vacha in der DDR liegt – genau gesagt in Thüringen (Abb. 6).

4.2 Denkmäler, Mahntafeln und bauliche Relikte

Es gibt inzwischen eine lange Geschichte der Denkmäler entlang der innerdeutschen Grenze. Sie beginnt in den 1960er Jahren und reicht bis in die 90er und sogar darüber hinaus. Auch das wäre eine interessante Aufgabe: die Geschichte und Geschichten der Denkmalsetzungen zunächst einmal zu erfassen und in Beziehung zu setzen zum jeweiligen zeithistorischen Kontext, also zeithistorische »Tiefenbohrungen« an verschiedenen Orten vorzunehmen. Sehr gute Ansätze dazu hat bereits *Maren Ullrich* geliefert.¹³ Auf ihrem Standardwerk »Geteilte Ansichten« werden weitere Studien aufbauen können. Nach *Ullrich* entstanden in den 1960er Jahren im westlichen Grenzraum zahlreiche Findlingsdenkmäler, die die Wiedererlangung der nationalen Einheit forderten; außerdem Kreuzdenkmäler, die die Toten an der Grenze im Sinne einer Anklage gegen das kommunistische Regime der SED ideologisierten. Aus den 1970er und 80er Jahren findet sich dann eine ganze Gruppe von Kreuzdenkmälern, deren Initiatoren über die Verbrechen an der Grenze aufklären wollten. Häufig hielten sie das Schicksal der an der Grenze getöteten Flüchtlinge der offiziellen Entspannungspolitik der Regierung anklagend entgegen und verstanden sich damit ebenfalls als öffentliche politische Stellungnahmen. Im östlichen Grenzraum wurden dagegen nur Denkmäler im Auftrag der Staats- bzw. Grenztruppen-Führung errichtet. Sie erinnerten an das getötete oder verunglückte Grenzpersonal aus den eigenen Reihen, das in den Status von Helden erhoben und damit gleichfalls ideologisiert dargestellt wurde.

Das erste Denkmal, auf das ich näher eingehen möchte, wirkt auf den ersten Blick recht unspektakulär. Es steht im Harz zwischen den Ortschaften Braunlage (Niedersachsen) und Elend (Sachsen-Anhalt) auf dem ehemaligen Gebiet der DDR.

Auf Abb. 9 ist die Bundesstraße 27 zu sehen, die den hier noch erhaltenen Kolonnenweg durchschneidet; außerdem der Gedenkstein selbst, der aus einem maschinell getrennten Findling besteht und oben künstlich mit Mörtel verschlossen ist. Im oberen Teil des Steins ist eine eingelassene Platte sichtbar. Neben dem Stein befinden sich zudem ein kleines Schild und eine Bank. Die übrigen Schilder bieten Informationen für Wanderer.

Blickt man genauer hin, stellt man fest, dass das eigentliche Denkmal einen vorgelagerten, gepflasterten Untergrund aufweist. Es ist also auf Dauer gesetzt und soll von der umgebenden Natur nicht allzu sehr bedrängt und dadurch zum Verschwinden gebracht werden können. Die Beigabe in Form einer stabilen Bank weckt Assoziationen an Anordnungen in Fußgängerzonen oder auf Rastplätzen. Das gesamte Arrangement ist recht typisch. Es findet sich auch bei ganz anderen Denkmälern, nicht zuletzt bei denjenigen des »Heldengedenkens« des deutsch-französischen Krieges von 1870/71 und der beiden folgenden Weltkriege. Die Initiatoren wollten offensichtlich mit der Feier der Wiedervereinigung einen inszenatorischen Abschluss unter ein Geschichtskapitel setzen.

¹³ *Ullrich*, vgl. Anm. 10.



Abb. 9: Findling, Pflasterung, Bank und Interpretationshilfe – ein klassisches Arrangement, nicht nur bei Grenzdenkmälern

Abb. 10: Detailansicht der eingelassenen Platte mit Eichenlaub- und Stacheldraht-symbol



Das mag einem zunächst selbstverständlich erscheinen, zumal die meisten nach 1989 entstandenen Vereinigungs-Denkmäler diesem Muster folgen. Mich hat es aber eher zu der Überlegung angeregt, ob es nicht auch in Zeiten, die zu solchem »Abschlussdenken« geradezu einladen mögen, Denkmalinszenierungen geben könnte, die auch Kontinuitäten verdeutlichen oder einen aktuellen Stand von Geschichte oder auch Anfänge von Entwicklungen problematisieren könnten; dann hätte man zum Beispiel die Hitlerbegeisterung vieler Deutscher mit

thematisieren müssen, die den eigentlichen Ausgangspunkt für die spätere Teilung Deutschlands gebildet hat. All das ist hier jedenfalls nicht geschehen, mehr noch: Es sollte bewusst ausgeklammert werden. Deshalb hat man nicht nur bei der Umfeldgestaltung nichts dem Zufall überlassen, sondern auch bei der Interpretation der kleinen eingelassenen Platte (Abb. 10).

Links von dem eigentlichen Gedenkstein wurde nämlich noch eine kleine Tafel aufgestellt, und auf ihr kann man lesen: »Bremke-Begegnungsstätte. Grenzöffnung am 12.11.89. Der Granitstein bedeutet: Spaltung und Wiedervereinigung. Zehn + fünf Eichenblätter symbolisieren die Bundesländer. Der Stacheldraht die Trennung durch den ›Eisernen Vorhang‹. Die Kronen der Eichen werden zusammenwachsen. Die Anlage wurde 1996 von den ehem. Grenzorten und dem Landkreis Wernigerode geschaffen.«

Das ist der zweite Punkt, der mir wichtig ist. Sehr häufig besteht bei denjenigen, die Gedenksteine setzen, offensichtlich ein erhebliches Misstrauen gegenüber der Mehrdeutigkeit künstlerischer Aussagen. Da man aber die Kunst bei der Gestaltung nicht ganz außen vor lassen möchte, fängt man ihre tendenzielle Mehrdeutigkeit durch eindeutige Auslegungen wieder ein. Das ist ein Muster, von dem es auch nur recht selten Abweichungen gibt.

Noch ein letzter Hinweis, der zum Nachdenken anregen mag. Auffällig erscheint mir auch der häufige Rückgriff auf die Eichensymbolik, sowohl bei Denkmälern wie auch in der Kunst. Eichen mögen zwar als Symbol für die Ewigkeit stehen und seit Klopstock auch als deutscher Nationalbaum angesehen werden. Die Symbolik der Eichen und des Eichenlaubs sind aber auch immer von allen politischen Seiten für ihre jeweiligen Zwecke adaptiert worden. Auch die SS hatte einen starken Hang zur Eichensymbolik. Und der Adler im Parteiemblem der NSDAP trug ebenfalls einen Eichenkranz in seinen Fängen. Das wurde später dann sogar zum Hoheitszeichen des »Dritten Reiches«. Und die Kragenspiegel der NVA-Offiziere der Luftstreitkräfte/Luftverteidigung der DDR wiesen ebenfalls einen halben bzw. ganzen (Stabsoffiziere) offenen Eichenlaubkranz auf. Es wäre interessant zu wissen, wie weit diese Tatsachen den Initiatoren des Steins bekannt waren oder ob sie ihnen bedeutungslos erschienen.

Andererseits: Auch *Joseph Beuys* startete 1982 bei der Documenta 7 in Kassel eine Pflanzaktion, an deren Ende 7.000 Eichen gesetzt sein sollten – und nicht etwa Buchen oder Platanen. Es scheint also fast so, als gäbe es einen Fundus an Symbolen, der – unbeschadet seiner jeweiligen historischen Nutzung – seinen scheinbar »neutralen« Charakter bewahrt und damit stets aufs Neue und ohne historische Last verwendet werden kann. Selbstverständlich ist das nicht, denn wir kennen mit dem Hakenkreuz, das ursprünglich als religiöses Symbol Verwendung fand und kulturgeschichtlich über etliche Jahrhunderte auf weiten Teilen der Welt verbreitet wurde, auch ein Zeichen, dessen weitere Nutzung nachhaltig diskreditiert ist, zumindest im mitteleuropäischen Raum. Es wäre somit interessant, der Frage nachzugehen, was Symbole – wie das Hakenkreuz – zu Unzeichen machen kann und wo die Grenze dafür verläuft.

Zurück zu den Denkmälern. Unter ihnen finden sich häufig auch solche, die unmittelbar auf christliche Ikonographien Rückgriff nehmen. Wie zum Beispiel



Abb 11: *Gedenken und Mahnung – das Streckmetall-Kreuz der CSU*

Abb. 12: *Detailansicht des Kreuzes*

das aus dem Material des Streckmetallzaunes gefertigte Kreuz auf Abb. 11. Es wurde vom Ortsverband Alsteden der CSU gestiftet und ebenfalls durch die gängigen Accessoires – Pflasterung und Bank – vervollständigt.

Bei der Wahl der Inschrift hat die Partei auf einen bekannten »Textbaustein« zurückgegriffen. Er findet sich auf Abb. 12.

Interessant ist nun Folgendes: Nimmt man aus dem Gedenkspruch die drei Worte »an der Grenze« heraus, dann ergibt sich exakt eine jener Formeln, die nach dem Ende des II. Weltkrieges weite Verbreitung in West-Deutschland gefunden haben. Sie waren nicht zuletzt deshalb so beliebt, weil sie alle Reflexion über Kriegsursachen, Schuld und historische Verantwortung ausklammerten und damit einem breiten gesellschaftlichen Konsens entsprachen, der bis in die 1960er Jahre Bestand hatte und erst danach schrittweise aufgeweicht wurde. Bemerkenswert ist allerdings schon, dass sich die Stifter dieses ästhetisch durchaus ansprechend und modern gestalteten Kreuzes dieser abgegriffenen Formel im Jahr 1992 meinten, wieder bedienen zu müssen. Offensichtlich ist sie bis heute nicht »vernutzt« und offensichtlich hat die Ausblendung historischer Zusammenhänge in Teilen der Politik nach wie vor Konjunktur.

Bislang hatte ich nur Beispiele von Gedenk- und Erinnerungsinszenierungen gezeigt, die Anspruch auf Dauerhaftigkeit und »Abschluss« erheben. Es gibt unter den Gedenksteinen aber auch solche, bei denen die dauerhafte Inszenierung nachrangig erscheint und bei der es auch keiner zusätzlichen Aufladung durch christliche Symbole bedarf. Oft wird dann ein regional begrenztes, sehr konkret bestimmbares Ereignis thematisiert, das für die »Große Geschichte« nicht beson-



*Abb. 13:
Behrungen –
Der Fund einer Tretmine
durch einen Zehnjährigen
als erinnerungsrelevantes
Ereignis*

ders wichtig war, die Menschen vor Ort offensichtlich aber stark bewegt hat. Ein Beispiel dafür bieten Stein und Tafel aus Behrungen aus dem Jahr 2001 (Abb. 13)

Das öffentliche Erinnern erfährt also auch im neuen Jahrtausend durchaus noch weitere Ergänzungen, die Grenzgeschichte ist nicht abgeschlossen. Das hat seinen Grund auch darin, dass die Auseinandersetzung um die Erinnerung, um ihre Darstellung und um die Finanzierung dieser Darstellung weitergeht. Mahntafeln können deshalb auch die Form eines aktuellen politischen Protestes annehmen.

Das zeigt der mit dem Gestus der Empörung verfasste Text auf Abb. 15. Die Tafel befindet sich an einem Grenzwachturm, der zu einem großräumigen Freilichtmuseum nahe Sorge (Sachsen-Anhalt) gehört. Was dieses Beispiel auch verdeutlicht: Die Frage des Umgangs mit der deutschen Teilungsgeschichte ist längst auch in eine Auseinandersetzung gemündet, wie mit dem »Gedächtnis der Dinge«,¹⁴ um einen Titel von *Detlef Hoffmann* zu zitieren, aktuell und künftig umgegangen werden soll und was der Gesellschaft dieser Umgang materiell Wert ist.

¹⁴ *Detlef Hoffmann* hat am Beispiel von KZ-Relikten mit dem »Gedächtnis der Dinge« die »Spuren am Ort, die Relikte mit den an und in ihnen aufgehobenen Informationen, die es – oft auf mühseligem Weg – zu deuten gilt« bestimmt und ergänzt, dass darunter »in einem weiteren Sinne auch die Vorgeschichte des Ortes« zu verstehen sei. *Hoffmann, Detlef [Hrsg.]: Das Gedächtnis der Dinge. KZ-Relikte und KZ-Denkmäler 1945–1995. – Frankfurt a.M. u. New York 1998, S. 17.*



Abb. 14: Grenzwachtturm mit Protesttafel in der Nähe des Landschaftskunstwerks »Ring der Erinnerung« bei Sorge



Abb. 15: Anonymer Protest am Grenzwachtturm, Detailansicht

Ein eigenes Kapitel – das kann hier nur knapp angedeutet werden – betrifft den erinnerungspolitischen Umgang der DDR mit ihren offiziellen Grenzopfern, also mit denjenigen Angehörigen der Grenztruppen, die bei ihrem Einsatz ums Leben gekommen sind, sei es durch Unfälle oder in Auseinandersetzungen mit Flüchtenden. Es gibt einige Kreuze, meist unscheinbar und aus Holz, auf denen dieser Personen gedacht wird. Interessant wäre es zu untersuchen, wie mit diesen Erinnerungsobjekten nach der Wende umgegangen wurde und wie viele von den ursprünglich vorhandenen noch existieren.



Abb. 16: Gedenkstein für Helmut Kleinert bei Hohegeiß, 1971 errichtet

Zum Abschluss dieses Kapitels noch ein Beispiel, an dem sich deutlich machen lässt, was verloren zu gehen droht, wenn man auf eine Sicherung der Grenzerinnerungen und des -gedenkens verzichten würde. Es geht um die Erinnerung an *Helmut Kleinert*. *Kleinert* wurde am 1. August 1963 von Angehörigen der Grenztruppen der DDR bei dem Versuch erschossen, zusammen mit seiner Frau die Grenze zu überqueren. Er war damals knapp 24 Jahre alt. Heute findet sich am Rande von Hohegeiß (Niedersachsen) direkt an einem großen Parkplatz, der früher vor allem von Bussen angefahren wurde, die mit westdeutschen Besuchern auf Grenzlandtour waren, ein Gedenkstein, der an *Kleinerts* Tod erinnert. Bemerkenswert ist nicht der Stein an sich, sondern dass er am vorläufigen Ende einer Erinnerungskette steht und eine Vorgeschichte hat. Es gibt entlang der Grenze nämlich nicht nur Gedenksteine, -tafeln und andere -objekte aus verschiedenen Jahrzehnten, die Aufschluss über die jeweils zeitgebundenen gesellschaftlichen Geschichtsbilder und Erinnerungsbedürfnisse geben. Die mit einem Ereignis verbundenen Inszenierungen und Interpretationen können sich mit den Jahren auch verändert haben. Der Gedenkort bei Hohegeiß ist ein Beispiel von vielen dafür.

Bevor der Stein (Abb. 16) mit der nüchternen Information im Jahr 1971 gesetzt wurde, gab es andere Gedenk- und Erinnerungsinzenierungen.

Abb. 17:
Die Gedenkstätte mit dem
Jägerzaun. Im Hinter-
grund ist der Wachturm auf
dem Gebiet der DDR
erkennbar.
Aufnahme vom 27.4.1966

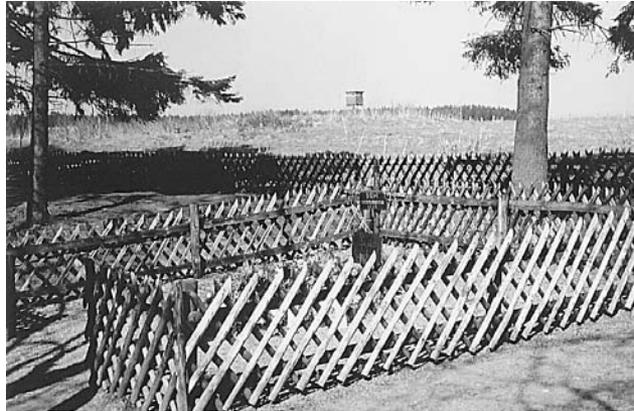


Abb. 18:
Die »Zonengrenze« als
Postkartenmotiv und
touristischer Stimulus der
1960er Jahre. Das Jahr, in
dem die Postkarte entstand
ist unbekannt, wahrschein-
lich um 1964



Unmittelbar nach dem Tod *Kleinerts* errichteten Jugendliche, die zufällig in Hohegeiß ihre Ferien verbracht hatten, aus Betroffenheit ein schlichtes Holzkreuz. Anfangs war offensichtlich der Name des Getöteten noch nicht bekannt. Daher stand oben auf dem Kreuz noch »dem Unbekannten«. Als *Kleinerts* Identität schließlich bekannt wurde, fand eine Gedenkstunde an dem Ort statt, und das Kreuz wurde um die weitere Information ergänzt.

Im Dezember 1963 erfolgte die Erweiterung zur »Gedenkstätte«; es wurde ein Platz angelegt und ein Jägerzaun gezogen.

Das Umfeld des Gedenkortes wurde nun auch zum Ort politischer Demonstration: Der DGB ließ eine große Tafel mit der Aufschrift aufstellen »Scharfe Schüsse gefährden die Entspannung. Grenzpolizisten morden keine Menschen«. Das »Kuratorium Unteilbares Deutschland« platzierte unmittelbar in Sichtweite eines DDR-Beobachtungsturmes das Schild »Hier ist Deutschland noch geteilt. Auch drüben ist Deutschland!«. Solche Schilder wurden von dem Kuratorium an vielen Stellen der Grenze aufgestellt, um zu mahnen, alles für die Überwindung der Teilung zu tun und die politische Situation nicht als unabänderbar zu akzeptieren.

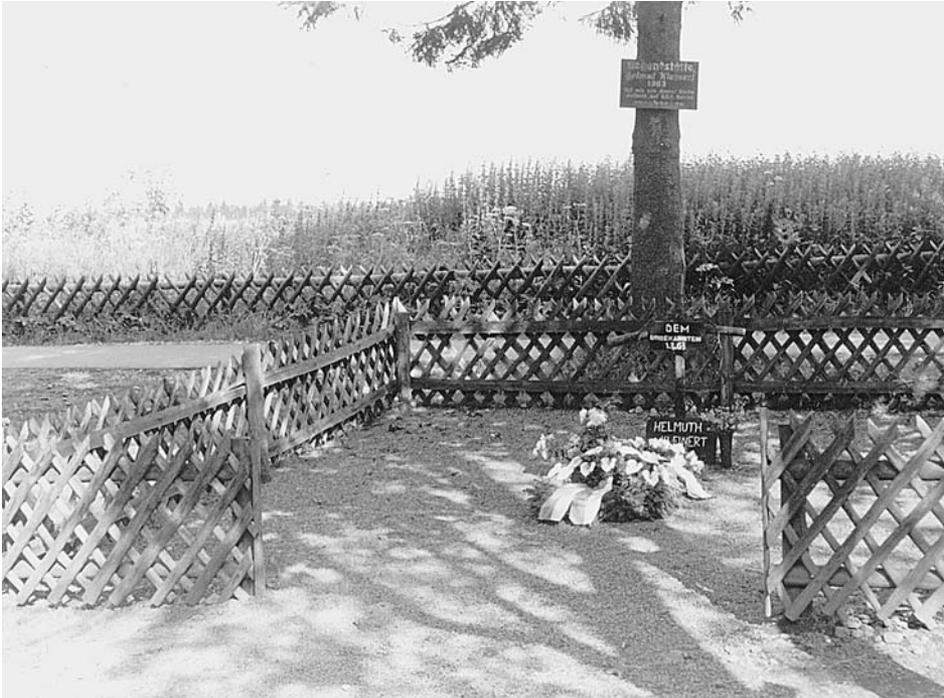


Abb. 19: Am 17.8.1970 wurde das Holzkreuz letztmalig fotografiert.
Im November war es bereits verschwunden

Anfang der 1970er Jahre wurde der Gedenkort dann umgestaltet. Das Holzkreuz war morsch geworden und schließlich ganz verschwunden. Daraufhin wurde in einigen Metern Entfernung der Gedenkstein von 1971 gesetzt. Dies geschah nicht zuletzt deshalb, weil von dem neuen Standort aus der Wachturm auf DDR-Seite nicht mehr unmittelbar sichtbar war und auch von dort aus der Gedenkort nicht mehr eingesehen werden konnte. Zuvor hatte sich an den Wochenenden eine immer stärker wachsende Anzahl von Menschen im Westen vor der Grenze versammelt und ihrer Empörung Richtung DDR Luft gemacht. Die Grenzorgane Ost hatten die Rufe ihrerseits mit Lautsprecherpropaganda beantwortet, was wiederum den Kurbetrieb in Hohegeiß gestört hatte. Durch die Verlagerung des Gedenkortes hatte man gehofft, die Situation entspannen zu können, was dann irgendwann auch gelang.

Dass man über die wechselvolle Geschichte dieses Erinnerungsortes heute noch recht gut bescheid weiß, verdankt sich einerseits den Recherchen *Maren Ullrichs*¹⁵ und andererseits den rührigen Mitgliedern eines Vereins in Hohegeiß,

¹⁵ Ullrich (Anm. 10.), S. 95–99.

der dort ein Heimatmuseum betreibt; diese Einrichtung bewahrt eine Postkarte und einige andere Objekte auf, die an den Umgang mit dem Tod *Kleinerts* erinnern. Ein Glücksfall also.

Das Heimatmuseum von Hohegeiß ist nicht das einzige entlang der ehemaligen innerdeutschen Grenze. Es gibt viele weitere, deren Bestände kein Wissenschaftler kennt. Dringend notwendig wäre es, eine Bestandsaufnahme der Sammlungstätigkeiten entlang der Grenze zu machen und weitere Einzeluntersuchungen aus den Funden abzuleiten. Geschieht dies nicht, werden die verschiedenen Details der Erinnerung nach und nach verblassen und schließlich ganz aus dem Gedächtnis verschwinden. Wer weiß denn heute z.B. noch, dass den inzwischen weitgehend entpolitisierten Gewerkschaften die Frage der Wiedervereinigung in den 1950er, 60er, 70er Jahren ein ganz elementares Anliegen war?

Zum Abschluss dieses Kapitels möchte ich noch auf ein besonderes Relikt der deutsch-deutschen Grenzgeschichte eingehen, das sich bei genauerer Betrachtung auch als ein deutsch-deutsches Skandalon entpuppt. Im Südharz bestand während der Zeit des Nationalsozialismus ein umfangreicher KZ-Komplex mit mehr als vierzig Lagern. Ellrich-Juliushütte war nach Dora das zweitgrößte. Im September 1944 waren hier mehr als 8.000 Häftlinge in einer stillgelegten Gipsfabrik und in zusätzlich errichteten Holzbaracken interniert. Die meisten von ihnen hatten SS und Wehrmacht aus der Sowjetunion und aus Polen hierher verschleppt. Unter katastrophalen Bedingungen mussten die ohnehin entkräfteten Menschen vor allem im Stollenvortrieb arbeiten. Es ging um die Errichtung bombengeschützter Untertagefabriken für die weitere Aufrüstung Nazi-Deutschlands. Bei Kriegsende lebte die Hälfte der Häftlinge nicht mehr.

Heute existieren von dem Baukomplex bloß noch einige Grundmauern, die durch ein paar Informationstafeln erläutert werden; die meisten sind witterungsbedingt nur noch schwer zu lesen, werden aber wohl in Kürze ersetzt.

Der KZ-Komplex Ellrich-Juliushütte – und das ist im Kontext dieses Beitrags interessant – befand sich unmittelbar an der Schnittstelle zweier Besatzungszonen. Signifikant ist der Umgang mit dem Ort ab den 1950er Jahren: 1952 begann man seitens der DDR den ersten Grenzstreifen entlang der Grenze zu ziehen. Das betraf auch Ellrich, den nördlichsten Ort Thüringens. Für diese Grenzbefestigung wurden die ersten Gebäude des KZ-Komplexes auf ostdeutscher Seite geschleift. In den Jahren darauf traf es auch zunehmend Gebäude, die weiter entfernt standen, so dass Anfang der 1970er Jahre das Gelände auf ostdeutscher Seite komplett von der NS-Geschichte »gesäubert« und zum Todesstreifen umgestaltet worden war.

Der andere Teil des Lagers gehörte zur Gemeinde Walkenried in Niedersachsen. Er war nach 1945 zunächst wiederbesiedelt worden; es gab dort eine Tischlerei, ein Sägewerk und einiges mehr. Der Ort florierte nicht zuletzt durch den Schmuggel von Waren, die nach Ostdeutschland gebracht wurden, insbesondere aber durch den Menschenschmuggel über das ehemalige Lagergelände in Richtung Westen. Dann brannte Mitte der 1950er Jahre das Sägewerk ab, der Komplex verfiel und wurde zunehmend zu einem Ärgernis für die lokale Bevölkerung. Im Frühjahr 1963 besuchte der damalige Bundesminister für gesamtdeutsche Fragen,



Abb. 20: Überreste des KZ-Komplexes Ellrich-Juliushütte

Rainer Barzel, im Rahmen einer Zonenrandreise das Lagergelände, organisiert durch das niedersächsische Innenministerium. Offenbar machte das Gelände dabei keinen guten Eindruck, jedenfalls entschied man auf dieser Reise, dass die zu diesem Zeitpunkt noch vorhandenen Relikte der Gebäude abgerissen werden sollten. Das geschah auch ein Jahr später; der Bundesgrenzschutz rückte mit einer Pioniereinheit an und sprengte die erhaltenen Gebäude des ehemaligen Konzentrationslagers, darunter auch das ehemalige Krematorium. Und das ist in der Tat singulär in der westdeutschen Nachkriegsgeschichte der Konzentrationslager, dass ein dort noch vorhandenes Krematorium durch staatliche Organe der Bundesrepublik gesprengt wurde.

Etwa dreißig Meter von dem ehemaligen Krematorium entfernt wurde in den späten 1960er Jahren ein Grenzübersichtspunkt eingerichtet, den die meisten Harzreisenden bis 1989 passierten. Von dort hatte man einen hervorragenden Blick hinunter auf den Grenzbahnhof nach Ellrich und konnte dort »Live« das Unrecht des Kommunismus sehen. Was dagegen überhaupt nicht mehr an diesem Punkt thematisiert wurde, war die NS-Geschichte dieses Ortes, die der Teilung vorausgegangen war.

Kurz vor der Wende hatten sich dann erstmals Studenten aus Braunschweig mit dem Ort beschäftigt und dessen KZ-Geschichte mit Hilfe eines Lokalhistorikers wiederentdeckt. Etwa zur gleichen Zeit hatte auch der Pfarrer von Walken-



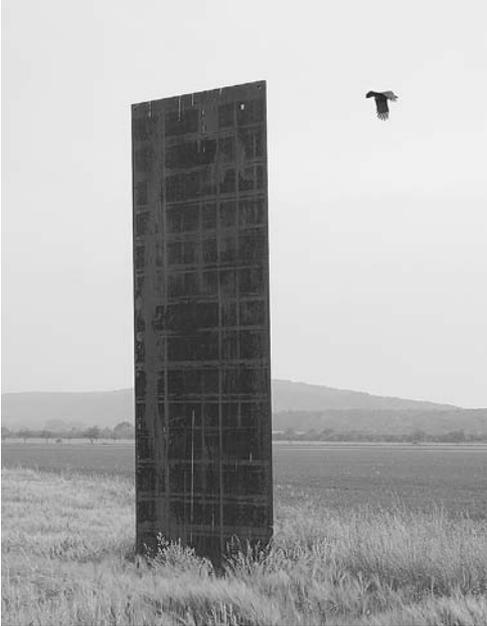
Abb. 21: 1989 setzten ehemalige belgische Häftlinge des KZ Ellrich-Juliushütte diesen Gedenkstein auf dem Lagergelände

ried angefangen, sich mit der NS-Geschichte des Ortes zu beschäftigen; seit 1986/87 fanden dort Kranzniederlegungen statt. Außerdem hatten ehemalige belgische Häftlinge begonnen, sich sehr für den Ort zu interessieren. Als Ergebnis dieser Initiative wurde 1989 – wenige Wochen vor der politischen Wende – ein Gedenkstein am ehemaligen Krematorium gesetzt, gestiftet von der belgischen Stadt Leuven. Und im nahen Walkenried wurde an einem bereits bestehenden Gedenkstein für die Opfer der beiden Weltkriege eine Tafel ergänzt, die nun endlich auch konkret an die Opfer von Ellrich-Juliushütte erinnerte.

Auch in diesem Beispiel hat der Zufall bei der Wiederentdeckung der lokalen grenzübergreifenden Geschichte und bei der Sicherung zeitgeschichtlicher Erinnerung eine Rolle gespielt. Ohne die Studenten, ohne den Lokalhistoriker und ohne die belgischen Häftlinge wären die Ortsgeschichte und damit auch der gedankenlose Umgang beiderseits der Grenze mit eben dieser Geschichte längst »entsorgt«.

4.3 Künstlerische Inszenierungen

Inszenierte Erinnerungen müssen nicht zwangsläufig in Stein gehauen, in Holz geschnitzt oder in christliche Ikonographie verpackt sein. Die künstlerische Auseinandersetzung mit der Grenze und ihrer politischen Überwindung bietet eine



*Abb. 22:
Eine der drei Landmarken aus rostigem
Schienenstahl unweit von Goslar*

Fülle von Möglichkeiten, Materialien und Formen der Verarbeitung. Wer die ehemalige Grenze entlangfährt oder sie abwandert, wird immer wieder auf derartige künstlerische Manifestationen stoßen – gute, die zum Nachdenken anregen, und weniger gute, deren Wert immerhin noch darin bestehen mag, eine Kontrastfolie zu den gelungenen abzugeben. Ich werde im Folgenden auf zwei Kunstobjekte näher eingehen und zwei weitere kurz streifen. Alle vier könnte man der Landart zurechnen. Ich scheue mich allerdings etwas, dies zu tun, weil der Begriff ursprünglich aus den USA der 1960er Jahre kommt und entsprechend konnotiert ist. Vielleicht spricht man besser von »Kunst in der Landschaft« oder auch von »Kunst mit der Landschaft«, nähert sich also eher deskriptiv als kategorisierend an.

Das erste Objekt, um das es mir geht, ist nicht weit von Goslar entfernt, und ich war froh, zu Beginn meiner Reise darauf zu stoßen, weil es mir einen geographischen Hinweis auf den Verlauf der Grenze gab, die ich bis dahin nicht hatte ausmachen können, weil die allermeisten Spuren vor Ort bereits beseitigt waren.

Das Environment trägt den Titel »Auflösung des Eisernen Vorhangs« und ist unter der Leitung des Architekten und Stadtplaners *Klaus Christian Wenzel* aus Wernigerode (Sachsen-Anhalt) entwickelt und 1996 errichtet worden. Es besteht aus rostigen Stahlplatten, ähnlich denen, die *Richard Serra* für seine monumentalen Stahlskulpturen verwendet. *Wenzels* Platten haben eine Höhe von zehn Metern und erinnern an Segmente der Betonmauern in Berlin oder auf dem nahen Brocken. Sie sind aus Schienenstahl und verweisen damit gleichzeitig auf die Wiederherstellung der Bahnverbindung zwischen Ost und West im Nordharz.



Abb. 23: Der »Schrotthaufen der Weltgeschichte« mit besonderem Durchblick

Drei Elemente zeichnen die Grenzlinie nach, wobei sich der Abstand zwischen ihnen jeweils verdoppelt (500 / 1000 / 2000 m). Sie bilden also eine Art räumlich-gedankliches Kontinuum, das sich schließlich – wie der ehemalige Grenzzaun heute auch – im Nichts verliert. Diese drei Platten finden ihre Fortsetzung und ihr Ende in einem Arrangement weiterer sieben Elemente, die *Wenzel* als »Schrotthaufen der Weltgeschichte« bezeichnet hat. Dieser »Schrotthaufen« befindet sich in einer Linie mit den anderen Platten vor der zeitgleich mit der Errichtung der Skulptur wieder eröffneten Schienenverbindung Vienenburg – Ilseburg.

Wenzel hat auf Interpretationshilfen zu dem Environment verzichtet, wie es für zeitgenössische Kunst typisch ist. Wer sich um Informationen bemüht, kann herausfinden, dass der Blick durch den kreisrunden Ausschnitt der Stele im »Schrotthaufen« von der nahe vorbeifahrenden Bahn aus auf den Brockengipfel fällt, auf dem sich einst die größte Radarstation des Warschauer Paktes befand. Man hat diesen Blick für den Bruchteil einer Sekunde aus dem fahrenden Zug, und zwar genau in dem Augenblick, wenn dieser die ehemalige Grenzlinie schneidet.

Den Gegensatz dieser fast schon pathetisch anmutenden Großskulpturen zu der Gleichförmigkeit der Landschaft fand ich beeindruckend. Und als optischer Hinweis auf den Verlauf der ehemaligen Grenze ist das Environment gerade dort wichtig, wo sonst kaum noch etwas auf sie hinweist. Positiv ist auch, dass sich die Einzelteile der Skulptur mit der Zeit zwar verändern – das Metall rostet und der Schrotthaufen wächst langsam zu – aber dennoch markant sichtbar bleiben und damit ihre Verweisfunktion weiter behaupten werden.



*Abb. 24:
Einladung zum Durchblick?
Das Westöstliche Tor
im Eichsfeld*



*Abb. 25:
Was wollten die Initiatoren
wirklich?
Ein Tor (Projektlogo) oder bloß
zwei Torpfosten (Realprojekt)?*

Das zweite Kunstobjekt, auf das ich eingehen möchte, trägt den Namen »West-Östliches Tor« und befindet sich auf einer Hügelkuppe auf dem Kutschenberg bei Ecklingerode (Thüringen, Landkreis Eichsfeld). Es wurde im Auftrag des BUND von den beiden Hannoveranern *Anka Förster* und *Robert Schätzle* entwickelt und im Juni 2002 im Beisein von *Michail Gorbatschow* der Öffentlichkeit übergeben. Es besteht aus zwei zwölf Meter hohen Eichenstämmen, die am Boden durch eine Edelstahlschwelle verbunden sind. Drum herum wurden Roteichen gepflanzt. Die Initiatoren dieser Landschaftsskulptur vertrauen – wie in dem bereits zu Beginn vorgestellten Beispiel des Gedenksteins – ebenfalls nicht auf die selbsterklärende Kraft ihrer Installation, sondern geben eine »Interpretationshilfe« auf einer Stahltafel mit bei. Dort heißt es: »Ein Tor für Deutschland. Geschlossene Tore trennen, offene Tore verbinden. Das Westöstliche Tor im Eichsfeld ist offen und steht als Symbol für die überwundene deutsch-deutsche Grenze. Es lädt zum Durchblick ein auf die wieder zusammen wachsende deutsche Landschaft, zum ungehinderten und ungefährdeten Durchschreiten und zur Erinnerung. Es gestattet den Blick zurück und nach vorn. Es erinnert an den Fall der Mauer und an

mehr als ein Jahrzehnt Deutsche Einheit. Und es ist ein symbolischer Schutz, ein Schutzzeichen für die neue wertvolle Wildnis an der alten überwundenen Grenze.«

Mir scheint dieses Landschaftsobjekt – im Gegensatz zu *Wenzels* Installation – eher fragwürdig zu sein. Das, was die Initiatoren versuchen, dem Objekt an Bedeutung einzuschreiben, ist eine mehr oder minder beliebige Aneinanderreihung vereinigungsrhetorischer Topoi. So eröffnet sich – um nur auf eine der Formulierungen einzugehen – der »Durchblick auf die wieder zusammen wachsende deutsche Landschaft« von der Hügelkuppe aus auch völlig ohne das so genannte »Tor«. Es ist dazu gar nicht notwendig; ganz anders als die Stahlskulptur *Wenzels* mit dem ausgeschnittenen Kreis, die den Blick in einem bestimmten Moment auf den Brocken fixiert.

Und wo die Initiatoren die Offenheit des Tores betonen – nämlich die nach oben, wobei unklar bleibt, warum der Torbogen fehlt –, scheinen sie dieser Metaphorik selbst gründlich misstraut zu haben. Denn im Logo, das sie für ihr Projekt wählten, ist das Tor nach oben geschlossen. Das tatsächlich realisierte Tor erscheint so erst recht als ein misslungenes, weil halbfertiges Objekt.

Ein letzter Einwand noch: Auch Objekte unter freiem Himmel bedürfen der Pflege, ähnlich wie Objekte in Museen auch. Und da fragt man sich dann doch, wie das Westöstliche Tor wohl in den nächsten Jahren aussehen mag? Mit den PR-Darstellungen des Jahres 2002 auf verschiedenen Prospekten und im Internet hat das verwilderte Areal mit den trostlos aufragenden, toten Stämmen, die wie Vorbote eines Niedergangs aus der Umgebung herausragen, heute bereits nichts mehr gemein. Ob die derzeitige Anmutung tatsächlich der Intention der Initiatoren entsprach, als sie ihrem Objekt den Untertitel »Ein Projekt für Deutschland« beigaben? Vermutlich nicht.

Zwei weitere Landschaftsobjekte möchte ich noch kurz ansprechen: Der »Ring der Erinnerung« in der Nähe von Sorge (Sachsen-Anhalt, nicht weit von der thüringischen Landesgrenze) wurde 1993 von *Hermann Prigann* geschaffen. Es ist ein Landschaftskunstwerk mit einer etwa fünf Meter hohen Wallanlage, die einen Durchmesser von siebzig Metern aufweist. Sie besteht aus aufgeschichtetem Totholz, das von Brombeer- und Himbeerbüschen sowie von Heckenrose und Geißblatt langsam überwachsen wird. Hier ist der natürliche Veränderungsprozess intendierter Teil des Objekts. In dem



Abb. 26: *Ring der Erinnerung* – Teil der etwa fünf Meter hohen Wallanlage aus Totholz



Abb. 27: Relikte der Grenzanlage im Inneren des »Ringes«

Kreis stehen neun Betonpfosten – das sind die einzigen innerhalb des Kreises sichtbaren Spuren der Grenze. Durch vier eingelassene Bodenplatten mit den eingemeißelten Worten »Flora«, »Aqua«, »Aer«, »Fauna« wird versucht, dem Objekt eine zusätzliche mythische Aufladung zu geben – ganz überflüssigerweise, wie ich meine.

Zum Schluss noch ein in der Landschaft eher unauffälliges, konzeptionell aber besonders bemerkenswertes Landschaftskunstwerk. Das »Baumkreuz von Ifta« liegt etwa auf halber Strecke zwischen Eisenach und Kassel. Es ist die Ausgangsskulptur, die sich in ferner Zukunft über eine Distanz von achtzig Kilometern erstrecken soll. Geistiger Inspirator für das Baumkreuz war – wenn auch posthum – *Joseph Beuys*. Sein Landschaftskunstwerk der 7.000 Eichen, das auf der documenta des Jahres 1982 in Kassel begonnen und erst nach seinem Tod im Jahr 1987 vollendet wurde, bildete den gedanklichen Ausgangspunkt für das Baumkreuz. Dieses besteht aus 140 Eschen und Linden sowie einem Teil des ehemaligen Grenzzauns. Es wird von diesem Kern aus Jahr für Jahr weiter fortgepflanzt und soll eines Tages, die gesamte Strecke zwischen Eisenach und Kassel entlang der B 7 mit Bäumen markieren.

Die Arbeit an dem Landschaftskunstwerk ist ein offener Prozess. *Ralf-Uwe Beck* aus Eisenach, einer der Initiatoren, hat mir Arbeit und Absicht, die damit verbunden sind, vor Ort näher erläutert:

»Wir kommen einmal im Jahr mit Spaten und Sense hierher und mähen, pflegen, pflanzen, legen selbst richtig Hand an. Ganz am Anfang war das richtig harte



Abb. 28: Der Ausgangspunkt des Baumkreuzes – der mit drei Baumreihen gesäumte Grenzzaun trifft nahe Ifta auf die Bundesstraße 7

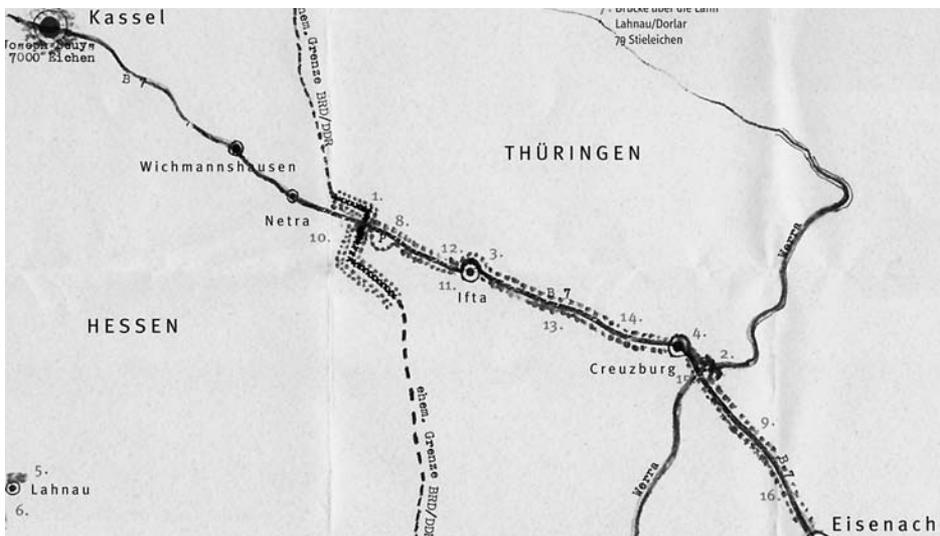


Abb. 29: Das Projektziel – eine Baumallee zwischen Eisenach und Kassel

Arbeit. Wir mussten den Boden hier aufbrechen. Wir hatten nur Kreuzhacken und Spaten und Schaufeln, hatten keinen kleinen Bagger dabei, wie das heute so ist. Wir haben wirklich geschuftet, in diesem früher tot gespritzten mit Pestiziden und Dieselöl belasteten Boden, Löcher auszuheben, damit wir die Bäume da rein-

setzen konnten. Wir haben das mit Kalkschotter abgedeckt als Schutz vor Austrocknung, und haben auch eingesät. Und man sieht das: das Baumkreuz wandelt sich auch in den Jahreszeiten. Im zeitigen Frühjahr fängt es an zu blühen, blüht dann auf. Wir haben im Frühsommer viele Blumen hier. Ist einfach auch ein schöner Ort. Es soll auch handwerklich gut sein. Man soll sehen, dass wir da fürsorglich mit umgehen. Wir kooperieren mit dem Bundesstraßenbauamt, die Bäume entlang der B 7 sind mittlerweile Eigentum der Bundesrepublik Deutschland. Und da gibt es Absprachen, was die Pflege angeht, wie das zu passieren hat. Wir übernehmen die immer, wenn wir neu gepflanzt haben, für die ersten zwei Jahre, bis die Bäume wirklich Wurzel gefasst haben. Und jeweils am ersten oder zweiten Samstag im November trifft sich die ›Baumkreuz-Gemeinde‹. Auch das war 1990 als wir begonnen haben, so nicht absehbar, aber das ist das schöne daran, diese Bäume ziehen uns immer wieder hierher, und es versammeln sich tatsächlich Menschen aus ganz Deutschland für diesen einen Tag oder für zwei Tage und pflegen dann die Pflanzung, pflegen wieder neue Bäume, um eben diese Allee zu verlängern. Das Baumkreuz pflanzt sich fort. Und das andere ist die Auseinandersetzungsarbeit, die Begriffe zu klären, mit denen wir zu tun haben in diesem vereinigten Deutschland. Was heißt eigentlich Arbeit? Was ist Freiheit? Beschränkt sich das darauf, wählen zu können zwischen Cola und Pepsi oder ist nicht Freiheit vielleicht auch Gestaltungsfreiheit, macht sich nicht Freiheit daran fest, welche Möglichkeiten wir haben, unsere Gesellschaft mitzugestalten? Der Demokratiebegriff verbindet sich damit. Es ist Arbeit mit dem Boden, mit den Bäumen, miteinander, aber es ist eben auch diese Auseinandersetzungsarbeit, die uns hier zusammenführt.«

Es mag etwas stark aufgeladen klingen, worüber das Baumkreuz reflektieren lassen soll. Was mir aber daran zusagt, ist der offene Prozesscharakter der Kunstaktion, ist die soziale Komponente – Menschen kommen zusammen, reden miteinander, tauschen ihre Grenzerfahrungen aus –, ist die Tatsache, dass über die Frage der Pflege und des Erhalts des Objektes nachgedacht worden ist und dass die Erinnerung an die Grenze und deren Fall wach gehalten wird. Etwas Gelingen, wie ich finde.

4.4 Grenzgeschichte im Museum

Im letzten Abschnitt dieses Kapitels möchte ich auf die Darstellung von Grenzgeschichte in Museen eingehen, will das aber gleich einschränken. Es gibt eine ganze Anzahl von frei zugänglichen musealen Anlagen; das sind in der Regel einzelne Baurelikte der Grenzanlagen, die erhalten und kommentiert und in manchen Fällen sogar um kleine, wetterfeste Ausstellungen ergänzt wurden. Drei Beispiele dieser Art sind stellvertretend auf den Abbildungen 30 bis 32 zu sehen: die Gedenkstätte Heinersdorf-Welitsch, das Freiland-Grenzmuseum nahe Sorge sowie das deutsch-deutsche Freilandmuseum bei Behrungen.

Es gibt darüber hinaus eine Vielzahl kleinerer Heimatmuseen, die einzelne Aspekte der Grenzgeschichte dokumentieren und über kleine Sammlungen verfügen. Einen Überblick darüber gibt es nicht. Und dann existieren noch etwa



Abb. 30: Grenzbaracke bei der Gedenkstätte Heinersdorf-Welitsch



Abb. 31: Grenzbeobachtungsturm am Todesstreifen bei Sorge, in der Nähe des »Rings der Erinnerung«



Abb. 32: Ein Grenzurm als Teil des deutsch-deutschen Freilandmuseums bei Behrungen



Abb. 33: Grenzlandmuseum Tettenborn, Minensucher

drei Dutzend Einrichtungen, die man als Grenzlandmuseen bezeichnen kann. Ihre Ausrichtung ist jedoch ebenso vielfältig wie der Grad der Professionalität, mit dem sie betrieben werden. Die meisten entstanden durch private Initiative in der ersten Hälfte der 1990er Jahre. Den Ausgangspunkt bei fast allen bildete das Sammeln und Horten von Objekten aus dem Bereich der Grenzgeschichte. Bei allen war von Beginn an viel Engagement vorhanden aber in der Regel auch wenig Geld und wenig politische Unterstützung. Diese frühe Entwicklung spiegelt sich heute noch in einigen der Sammlungen und Ausstellungen, die zum Teil modern anmuten und aktuellen museumsdidaktischen Standards entsprechen, zum Teil recht antiquiert wirken. Ich werde im Folgenden auf drei Grenzlandmuseen etwas näher eingehen, ohne sie jedoch im Detail vorzustellen zu können, mir geht es an dieser Stelle eher um eine problemorientierte Darstellung.

Das erste Beispiel ist das Grenzlandmuseum Tettenborn, das zu der Gemeinde Bad Sachsa gehört. Tettenborn ist eine kleine, von Feldern umgebene Ortschaft in Niedersachsen. Die Grenze zu Thüringen ist nur wenige hundert Meter entfernt. Die Initiatoren des 1992 gegründeten Museums sind »Grenz-Praktiker«: Der Leiter war früher beim Grenzinformationsdienst an der West-Grenze tätig, der ehemalige Ausstellungsleiter als Stabsoberfähnrich der Grenztruppen der DDR im selben Abschnitt. Neben originalen Ausstellungsstücken, wie Waffen,



Abb. 34: Grenzlandmuseum Tettenborn, Detail

Minen, Uniformen bis hin zu einem raumfüllenden Fluchtballon, zeigt das ehrenamtlich von einem Verein betriebene Museum die Entwicklung der Sperranlagen der ehemaligen DDR im Südharz. Es ist, wie viele Grenzlandmuseen, ein »Gemischtwarenladen«, d.h. dass dort all das präsentiert wird, wozu man Fundstücke hat und Geschichten erzählen kann. Die Initiatoren sind begeisterte Sammler und fasziniert von der Grenztechnik.

Die Art der musealen Inszenierung ist darauf angelegt, den Besucher in die Ausstellungswelt hineinzuziehen und ihm dabei die »richtige« Interpretation der Grenzgeschichte zum Teil überdeutlich nahe zu legen. Man belässt es z.B. nicht dabei, die Arbeit der Stasi in der Region zu thematisieren, sondern unterstreicht dies auch noch durch das Anbringen einer überdimensionalen Spinne, deren Netz sich über alles erstreckt (Abb. 34).

Wirklichkeitsnähe oder Authentizität versucht man u. a. durch Dioramen und Inszenierungen mit Puppen zu erreichen, die man ins Geschehen stellt. Die Art der Installation kommt einer optischen Reizüberflutung gleich, die einerseits sicher den beengten Verhältnissen geschuldet ist, andererseits aber durchaus auch Absicht zu sein scheint.

In mancher Hinsicht sind diese Art von Museen – und Tettenborn steht da durchaus für eine Richtung – dem inszenatorischen Prinzip der Wunderkammern



Abb. 35: Grenzlandmuseum Tettenborn, Detail

der Spätrenaissance und des Barock näher als modernen Museumskonzepten. Präsentabel ist alles, was gesammelt wurde. Und beim Besucher soll eher Faszination und Schauer erzeugt als Distanz zu den Details der Grenzgeschichte und ihrem zeitgeschichtlichen Kontext ermöglicht werden.

Das zweite Beispiel, das ich ansprechen möchte, ist ein überaus fragwürdiges: das Grenzlandmuseum Schiffersgrund, westlich von Kassel in der Nähe von Bad Sooden/Allendorf. Es bezeichnet sich selbst als »Mahnmal, Begegnungsstätte und Lernort«, wird aber weder der ersten noch der letzten Kennzeichnung gerecht. Das Museum liegt auf einer Bergkuppe. Wenn man nicht über die Straße kommt, sondern sich über den steilen Kolonnenweg nähert, wird es recht absonderlich, denn plötzlich stößt man auf ein Stück Zaun, das nicht authentisch ist, sondern im Rahmen einer Fernsehproduktion nachgestellt wurde. Wenig später kommt man an einem Bunker vorbei, den ebenfalls die Fernsehleute zurückgelassen haben.

Nähert man sich nun dem eigentlichen Museumsgelände, dann findet man ein Areal vor, das als Abstellplatz für alle erdenkliche Militärtechnik fungiert. Die Glorifizierung eben dieser Militärtechnik, die im Außengelände Schiffersgrunds recht unverhohlen betrieben wird, findet ihre Ergänzung in einem Selbstdarstellungsfilm, dessen auftrumpfender Soundtrack auch der Werbebotschaft einer Berufarmee unterlegt sein könnte.



*Abb. 36:
Grenzlandmuseum
Schiffersgrund –
Was lehren Filmkulissen?*



*Abb. 37:
Grenzlandmuseum
Schiffersgrund –
Bunkerrequisite aus Holz*



*Abb. 38:
Grenzlandmuseum
Schiffersgrund –
Parkplatz für Militärgerät
aller Art*



Abb. 39: Ausstellung Grenzlandmuseum Schiffersgrund – viel Text, wenig Struktur

Auch bei der Dauerausstellung im Hause ist vieles falsch gemacht worden. Sie gleicht einem Lesebuch ohne klare Schwerpunktsetzung. Die Schrift auf den Tafeln ist viel zu klein, das Text-Bild-Verhältnis unausgewogen. Als Lernort – insbesondere für Schulklassen – ist Schiffersgrund in der der Form, wie es sich derzeit präsentiert, denkbar ungeeignet.

Konzeptionell und inhaltlich erheblich weiter als in den beiden vorangehenden Beispielen, ist man inzwischen in den drei Grenzlandmuseen im Eichsfeld, in Mödlareuth und in Point Alpha, obwohl auch diesen Einrichtungen die Lern- und Entwicklungsprozesse ihrer Entstehungsgeschichte noch anzumerken sind. Ich gehe etwas konkreter auf Point Alpha ein, weil sich daran die Entwicklung von einer *Sammlung* hin zu einer besuchergerechten *Ausstellung* recht pointiert beschreiben lässt.

Point Alpha war ein besonders markanter Beobachtungsort während des Ost-West-Konflikts. Lange Zeit galt das Gebiet im Osthessischen als wahrscheinlichster Angriffspunkt im Falle einer Invasion durch die Streitkräfte des Warschauer Paktes in Westeuropa. Sowjets und US-Amerikaner lagen sich hier in unmittelbarer Sichtweite gegenüber. Dass ein Teil der Anlagen des Beobachtungspostens Point Alpha heute noch existiert und rund 75.000 qm Gelände besichtigt werden können, ist ein Glücksfall und der Hartnäckigkeit einiger engagierter Menschen zu verdanken. Auch hier wurde zunächst mal all das, was man gesammelt hatte, auch ausgestellt. Dann löste allerdings ein Schülerbesuch tiefe Nachdenklichkeit



Abb. 40: Point Alpha – kühl-distanzierte Präsentation

aus, wie mir *Berthold Dücker*, der Vorsitzende des Fördervereins der Point Alpha Stiftung, erzählt hat:

»Wir haben auch damit angefangen, Dinge zusammenzutragen, alle möglichen Devotionalien, die an die Grenze, an das Grenzregime, an das Wirken der Amerikaner, des Bundesgrenzschutzes, des Zolls erinnerten. Das waren im Wesentlichen natürlich die Fahrzeuge aller Art. Dann sah das halt so aus, dass dort ein Russenjeep neben einem Jeep der Amerikaner stand, ein amerikanischer Panzer neben einem BGS-Fahrzeug und einem NVA-Kübelwagen. Ein Sammelsurium quer durcheinander. Das fand natürlich auch Kritiker. Wir hatten dann ein Schlüsselerlebnis, etwa 2002. Es beschäftigte sich einen ganzen Tag hier oben eine Abiturientenklasse aus dem Frankfurter Raum. Es gab danach eine abschließende Diskussion, an der ich beteiligt war, und einer der Abiturienten sagte nach einer Weile: ›Ah, jetzt verstehe ich allmählich die Bedeutung von Point Alpha.‹ Und ich fragte ihn dann, erklär's mir doch mal, wie du das so wahrgenommen hast, und er sagte dann zu meiner völligen Verblüffung: ›Hier haben halt die Amis und die Russen ihre Fahrzeuge abgestellt.‹ Das war der begleitenden Lehrerin furchtbar peinlich. Ich hab dann in aller Ruhe erklärt, wie es wirklich war. Das war ein Schock. Wir hatten zufällig am Abend Vorstandssitzung und ich habe diese Geschichte erzählt und gesagt: Freunde, ich glaube, wir machen hier oben etwas grundlegend falsch. Wir gehen immer von unserem Wissen aus, in wenigen Jahren haben wir es hier mit jungen Menschen zu tun, die von der Teilung und von



Abb. 41: Point Alpha – Stoffbahn mit dem Porträt eines amerikanischen Soldaten im Wachhaus

der Grenze überhaupt nichts mehr wissen. So ist die Idee entstanden, alles herauszuräumen von diesem ehemaligen US-Camp, was dort nicht hingehört, weil es auch dort nie war. Und wir haben es hier im ›Haus auf der Grenze‹ untergebracht, einem Haus auf der thüringischen Seite, etwa 750 m entfernt. In diesem Haus steht jetzt alles das, was auf die östliche Seite gehört, was das Grenzregime der DDR erklärt, die Fahrzeuge und alles andere eben auch.«

Heute erscheint in der Gedenkstätte Point Alpha auf der ehemaligen amerikanischen Seite alles klar gegliedert. Die zentrale Dokumentation der Geschichte des Ortes genügt höchsten Ansprüchen. Sie ermöglicht es, in die lokale Mikrogeschichte ebenso einzusteigen, wie in die »große« Geschichte des Ost-West-Konflikts. Dabei wird auf allzu naturalistische Inszenierungen mit Schaufensterpuppen etc., die lediglich eine Scheinauthentizität vorgaukeln, bewusst verzichtet. Die Darstellung wirkt eher kühl-distanziert. Dem Besucher werden Interpretationsangebote gemacht, ihm wird aber keine Sichtweise aufgezwungen.

Eine interessante Lösung hat man auch für verschiedene Gebäude auf dem Gelände gefunden. Die Stoffbahnen mit den in Lebensgröße abgebildeten Ganzkörperporträts der Soldaten schaffen ebenfalls Distanz zwischen Betrachter und Objekt, machen aber auch deutlich, dass in den heute verlassenen Gebäuden konkrete Personen im Einsatz waren.

Abb. 42:
Point Alpha –
Historisches Foto
als Eyecatcher
im Außenbereich



Abb. 43:
Museum Mödlareuth –
historische Fotos im
Außenbereich ermög-
lichen eine Zeitreise



Und ebenfalls gut gelungen ist der Einsatz von großformatigen, wetterfesten Tafeln im Gelände. Sie dienen einerseits als Eyecatcher, ermöglichen aber auch eine Art Zeitsprung, machen also vorstellbar, wie es hier vor 1989 ausgesehen hat.

Point Alpha ist nicht der einzige Ort, an dem mit historischen Fotos im Außenbereich gearbeitet wird. Sehr gut gelungen erscheint mir das auch im Grenzlandmuseum Mödlareuth, in der Nähe der deutsch-tschechischen Grenze, also am südlichen Ende des Grenzverlaufs. Dort hat man im Außenbereich Grundrisse einer großen Mühlenanlage freigelegt, konserviert und ihre Bedeutung vor dem Abriss durch zeitgenössische Fotografien dokumentiert. Solche Bilder unmittelbar am Ort des Geschehens sind in besonderer Weise geeignet, die eigene

Vorstellungskraft zu unterstützen: Wie sah es vor dem Abriss an dieser Stelle aus? Was wurde an baulicher Substanz und an sozialen Zusammenhängen dem Grenzbau geopfert?

Zum Abschluss des Kapitels über die Grenzlandmuseen möchte ich noch einmal in Thesenform fünf wesentliche Anforderungen benennen, die angeeignet und bei der Gestaltung von Präsentationen im Gelände und in Ausstellungen eingehalten werden müssten. Es sind Mindeststandards, die für einige Museen kurzfristig nur schwer zu realisieren sein dürften. Dennoch ist ihr Einhalt unverzichtbar, und die Vergabe öffentlicher Mittel sollte zumindest daran gekoppelt werden, inwieweit sich Museumsbetreiber ernsthaft und überprüfbar darum bemühen, diese Standards zu erreichen bzw. einzuhalten.

Standard 1: Präsentationen dürfen weder überwältigen noch belehren, sie müssen vielmehr kritische Distanz beim Betrachter ermöglichen. Nur so können Voraussetzungen für Lernprozesse überhaupt erst geschaffen werden. Vorwiegend dem Sammelprinzip verpflichtete Anhäufungen von Grenztechnik und -militaria genügen diesem Standard nicht.

Standard 2: Die mit dem Mauerbau und dem Grenzregime verbundenen Verbrechen der SED-Diktatur müssen angemessen in den Gesamtkontext des Ost-West-Konflikts eingeordnet und bewertet werden. Dass dies nicht ohne einen kritischen Blick auf die westliche Seite und ihre teils hypertrophen Aktionen und Reaktionen während des Kalten Krieges erfolgen kann, versteht sich von selbst. Und dass Mauerbau und Grenzregime nicht losgelöst von der Vorgeschichte des »Dritten Reiches« darzustellen sind, erst recht.

Standard 3: Die Museen müssen eindeutige Schwerpunktsetzungen in ihren Präsentationen vornehmen. Entsprechende Schwerpunkte sollten sich aus der Regional- und Lokalgeschichte herleiten lassen. Es sollten nicht zu viele sein.

Standard 4: Grenzlandmuseen sollten weder Ost- noch West-Museen sein, sondern gesamtdeutsche Museen. Das setzt einen sensiblen Umgang mit Bild- und Quellenmaterial voraus. Die Ausstellungsmacher sollten der Versuchung widerstehen, eine zu starke Westsicht in ihren Präsentationen zu entwickeln, bloß weil z.B. aus dem Westen deutlich mehr Fotomaterial über die Grenze und das Grenzgeschehen vorliegt als aus dem Osten.

Standard 5: Professionalität ist zu stärken und zu sichern. Das gilt nicht nur für die Ausstellungsgestaltung, sondern im gleichen Maße für den Umgang mit dem Depotgut und bei der Entwicklung didaktischer Programme für Schüler sowie in der Weiterbildung für Lehrer.

5 Die Grenze als Aufgabe für Politik und Wissenschaft

Wenn man über die Grenze, über Grenzrelikte, Erinnerungsobjekte, Grenzlandmuseen etc. Gedanken anstellt, dann richten sich die mit einer gewissen Zwangsläufigkeit auf Einzelpunkte. Das ist einerseits – wie auch in diesem Beitrag – nicht zu vermeiden, kann aber auch zum Problem werden. Denn die Grenze ist ein 1.400 Kilometer langes Flächendenkmal, Erinnerungsband, »Grünes Band« oder wie man es auch immer betiteln möchte. Die Ausgangsfrage zum Abschluss meiner Überlegungen zu Geschichte und Gedächtnis entlang der innerdeutschen Grenze muss demnach lauten:

Wie kann man die Grenze als Gesamtobjekt besser in Erinnerung setzen als das bislang geschieht? Und auf wen kämen die damit zwangsläufig verbundenen Aufgaben zu?

Ich möchte versuchen, in fünf Gedanken einige Anregungen dazu zu formulieren.

1. *Gedanke*

Abbau und Zerstörung der wenigen noch vorhandenen Grenzrelikte müssen gestoppt, vorhandene Relikte erhalten und, soweit dies noch nicht geschehen ist, angemessen kommentiert werden. Das »Gedächtnis der Dinge« muss soweit noch möglich erhalten bleiben. Das ist das Mindeste. Da ist die Denkmalpflege gefordert, aber auch die Politik. Vor Ort kann das in Einzelfällen zu Diskussionen führen und wird Überzeugungsarbeit verlangen.

2. *Gedanke*

Die Grenze muss wieder sehr viel stärker »sichtbar« gemacht werden, als das bisher der Fall ist. Als Ortsunkundiger kann es einem passieren, dass man ein Dutzend Mal am Tag die ehemalige Grenze quert, ohne überhaupt etwas davon zu bemerken. Immerhin gibt es inzwischen einige Ansätze zur Sichtbarmachung. So wurden beispielsweise auf Initiative der Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur im Oktober und November 2006 an den ehemaligen Grenzübergangsstellen zwischen Ost- und Westdeutschland an den Autobahnen Informationstafeln aufgestellt, die an die über vierzigjährige Teilung Deutschlands erinnern. Solche Initiativen sind gut, aber sie reichen nicht aus. Fast wichtiger noch als die Kennzeichnung an den vergleichsweise wenigen Schnittstellen zwischen ehemaliger Grenze und Bundesautobahnen wäre eine einheitliche Kennzeichnung an wesentlichen Schnittstellen zwischen Grenze und Bundes- sowie Landstraßen. Die anzusprechenden Akteure einer solchen Kennzeichnung kommen aus Politik und Verwaltung. Es gibt dazu erheblichen Entscheidungs- und Abstimmungsbedarf zwischen Kommunen und ihren Körperschaften, zwischen den Ländern Schleswig-Holstein, Niedersachsen, Hessen, Bayern, Thüringen, Sachsen-Anhalt, Mecklenburg-Vorpommern und dem Bund.



Abb. 44: Enthüllung eines Schildes an der A4, das auf den Grenzverlauf hinweist

3. Gedanke

Die Geschichte der deutschen Grenze und der mit ihr verbundenen Erinnerungspolitik kann zwar kaum in all ihren Facetten in einem einzigen Museum dargestellt werden (man sollte es auch erst gar nicht versuchen). Das Internet lässt sich dafür aber sehr gut nutzen. Auf einer entsprechenden Domain ließen sich die wichtigsten zeithistorischen, historisch-geographischen und denkmalpflegerischen Informationen zusammentragen, Informationen über laufende und abgeschlossene Forschungsprojekte einstellen, Informationen über Sammlungsbestände aller Art für die wissenschaftliche Arbeit zugänglich machen, zielgruppenorientierte Angebote für Schüler und Lehrer bereitstellen. Es gibt sogar ein gelungenes Vorbild für einen solchen Web-Auftritt: das virtuelle Museum »www.vimu.info«, das die Geschichte der deutsch-dänischen Grenzregion von 1830 bis heute zeigt. Aufbau und Pflege eines solchen Internetauftritts sollten bei einer deutschen Hochschule oder bei einer Stiftung angedockt werden, um dessen aktive, kontinuierliche und nachhaltige Pflege gewährleisten zu können. Ein Lehrstuhl für Zeitgeschichtsforschung oder für Geographie böte sich für eine solche Aufgabe an.

4. Gedanke

Verstärktes wissenschaftliches Engagement für die Grenz- und Erinnerungsgeschichte ist dringend notwendig. Für Zeithistoriker und Geographen halten die Grenze und Grenzregion zahlreiche Aufgaben bereit. Ich verweise dazu noch ein-

mal auf den Beginn des Aufsatzes und die Hinweise auf die Defizite in der Alltagsgeschichtsforschung sowie bei der Verknüpfung von Alltags- mit Herrschaftsgeschichte bei der Erforschung der DDR. Außerdem auf die Überlegungen, das Gedenken und die Erinnerung selbst zum Gegenstand wissenschaftlicher Erforschung entlang der Grenze zu machen. Darüber hinaus fehlen bislang aber auch noch grundlegende Bestandsaufnahmen. Welche Dokumente, Bilder oder Filme es noch in kleineren Heimatmuseen, in Museumsräumen des Bundesgrenzschutzes oder in privatem Besitz gibt, ist weitgehend unbekannt. Auch eine Erfassung all der Archivalien, die in den Grenzlandmuseen vorhanden sind, ist erst in Ansätzen verwirklicht. Und Zeitzeugeninterviews sind zwar im Rahmen verschiedener Projekte entstanden, sie wurden aber nur teilweise transkribiert und verschlagwortet, geschweige denn irgendwo zentral erfasst. Auch dürften längst nicht alle wesentlichen Themen darin abgehandelt worden sein.

5. Gedanke

Bislang finden Initiativen, die sich der Aufgaben widmen, die Grenzerinnerung zu sichern, mehr oder minder isoliert voneinander statt. Will man der Sicherung und Entwicklung der Erinnerungslandschaft deutsch-deutsche Grenze gerecht werden, reicht das nicht aus. Nach meiner Auffassung bedarf es einer Verzahnung lokaler und regionaler Kompetenzen mit einer zentralen Leitplanung zur Sicherung und Entwicklung der Grenzgeschichte. Man kann es auch neudeutsch formulieren: Wir benötigen dringend einen »Masterplan innerdeutsche Grenze«. Praktisch gewendet bedarf es dazu zweierlei:

1. einer auf Bundesebene angesiedelten – arbeitsfähigen – Kommission, in der neben ausgewählten Vertretern lokaler bzw. regionaler Interessen Zeithistoriker, historische Geographen, Denkmalpfleger und Museumsdidaktiker zusammenwirken müssten. Ihr obläge die Ausarbeitung des Masterplans mit Entwicklungszielen, Zeitskala, Kostenprognose etc.
2. einer finanziellen Ausstattung, denn Prozesslenkung erfolgt in unserer Gesellschaft am wirkungsvollsten über die Zuweisung von Finanzmitteln. Kurz: Es bedarf eines auf Bundesebene angesiedelten Fonds, vergleichbar dem beim Bundesminister für Kultur und Medien angesiedelten Gedenkstättenfond. Ein solcher Fond, auch das muss eindeutig klar sein, darf in keinem Fall in Konkurrenz zu dem NS-Gedenkstättenfond treten oder bei der Mittelvergabe entsprechend behandelt werden.

Beides zusammen genommen böte die Voraussetzung, die noch in Teilen vorhandene Topographie der deutsch-deutschen Grenzgeschichte für künftige Generationen zu erhalten, zu sichern und systematisch aufzubereiten; dies nicht zuletzt auch deshalb, um rückblickenden Glorifizierungen und Mythenbildungen – östlichen wie westlichen – entgegenzuwirken.

Bildnachweis

Abb. 1–16, 20–24, 26–28, 30–43 sowie Titel-Abb.: Archiv Frank Möller / Abb. 17–19 Friedemann Schwarz / Abb. 25: Prospekt des BUND 2003 / Abb. 29: Prospekt zur Skulptur Baumkreuz des Unternehmens Wirtschaft und Kunst / Abb. 44: Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur.

Ausgewählte Literatur

Für diejenigen, die in das Thema Grenzgeschichte/Grenzerinnerung einsteigen möchten, einige Literaturempfehlungen:

Grundlegendes und mit Bildmaterial reich ausgestattetes Standardwerk aus kunsthistorischer Perspektive ist:

Ullrich, Maren: Geteilte Ansichten. Erinnerungslandschaft deutsch-deutsche Grenze. – Berlin 2006. Aufbau Verlag.

Als ergänzendes Nachschlagewerk mit Kurzbeschreibungen, Adressen, Öffnungszeiten kann zurückgegriffen werden auf:

Kaminsky, Anne [Hrsg.]: Orte des Erinnerns. Gedenkzeichen, Gedenkstätten und Museen zur Diktatur in SBZ und DDR. – 2. überarb. Aufl., Berlin 2007. Ch. Links Verlag.

Kurze und präzise Angaben zur Entwicklung der Sperranlagen entlang der innerdeutschen Grenze, verknüpft mit den politischen Rahmenbedingungen, unter denen sie entstanden, findet man bei:

Lebegern, Robert: Zur Geschichte der Sperranlagen an der innerdeutschen Grenze 1945–1990. – 2. unveränd. Aufl., Erfurt 2004. Bestellbar über die Landeszentrale für politische Bildung Thüringen: www.thueringen.de/de/lzt.

Eine detailreiche Fallstudie, die auf umfassender Quellengrundlage (Akten, Zeitzeugeninterviews mit Opfern und Tätern) aufbaut, und in deren Mittelpunkt die Geschehnisse am thüringischen Grenzort Probstzella stehen, liefert:

Grafe, Roman: Die Grenze durch Deutschland. Eine Chronik von 1945 bis 1990. – Berlin 2002. Siedler Verlag.

Wesentliche Hintergrundinformationen zur Geschichte des Kalten Krieges auf aktuellem Forschungsstand findet man bei:

Stöver, Bernd: Der Kalte Krieg. Geschichte eines radikalen Zeitalters 1947–1991. – München 2007. C.H. Beck Verlag.

Wer Lust auf eine längere Wanderung entlang des Grenzstreifens hat, kann sich mit *Landolf Scherzers* anekdotenreichen Aufzeichnungen von dessen Wanderung zwischen Gräfenthal und Vacha einstimmen:

Scherzer, Landolf: Der Grenzgänger. – Berlin 2007. Aufbau Verlag als Tb.

Einen detailgenauen und verlässlichen Radführer entlang der innerdeutschen Grenze mit zahlreichen Hinweisen auf Relikte der Grenzerinnerung, auf Museen etc. hat der Europa-Abgeordnete der Grünen, *Michael Cramer*, verfasst. Er ist Teil einer dreibändigen Ausgabe des »Europa-Radweg Eiserner Vorhang«, die die gesamte Grenzstrecke umfasst, an der Ost und West einst aufeinander prallten, also von der Barentssee im Norden bis zum Schwarzen Meer im Süden.

Cramer, Michael: Europa-Radweg Eiserner Vorhang, Teil 2: Am »Grünen Band« von Usedom über den deutsch-deutschen Radweg zur tschechischen Grenze (Bikeline Radtourenbuch). – Rodingersdorf / Österreich 2010. Verlag Esterbauer.

ARKUM

Arbeitskreis für historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa e.V.

ARKUM versteht sich als Knoten in einem Netzwerk der historischen Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa.

Zweck des Vereins ist die Förderung der wissenschaftlichen Forschung, der Information und der Bildung auf dem Gebiet der Geschichte der Kulturlandschaft insbesondere Mitteleuropas, einschließlich der Kulturlandschaftspflege. Fünf Aspekte stehen im Vordergrund:

1. Genese und Wandel der Kulturlandschaft;
2. Historische Tiefe – das umfasst die Zeitspanne von der Vorgeschichte, über das Mittelalter und die Frühe Neuzeit bis in die Gegenwart hinein mit dem Ziel von Raum-Zeit-Vergleichen;
3. Interdisziplinäre Zusammenarbeit vor allem von Archäologen, Historikern und Geographen;
4. Intensive Auseinandersetzung mit Methoden und Begriffen der historischen Kulturlandschaftsforschung;
5. Umsetzung von Grundlagenforschungen in Planungsprozesse und Umweltbildung.

Der Verein gibt eigene Publikationen und Forschungsberichte heraus, vor allem die Zeitschrift »Siedlungsforschung – Archäologie – Geschichte – Geographie« und die Reihe »Kulturlandschaft«.

Kontakt und weitere Informationen unter:
www.kulturlandschaft.org

